



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die Westsahara und ihre BewohnerInnen im spanischen Kolonialdiskurs

Verfasserin

Barbara Straßer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.^a phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer: ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Für die freundliche Betreuung und hilfreichen Anregungen möchte ich mich bei meinem Diplomarbeitsbetreuer Dr. Wolfgang Kraus bedanken. Außerdem gilt mein Dank Encarnación Culebras Campos, die mich bei der Beschaffung der Literatur tatkräftig unterstützt hat.

Bei meinen FreundInnen und meiner Familie möchte ich mich fürs Dasein und Mutmachen bedanken. Danke auch an meinen Vater, der stets zur Stelle ist, wenn es brennt und der mir mit seiner Weltoffenheit und seiner Bereitschaft, sich für jeden – egal ob alten Freund oder Unbekannten – einzusetzen, ein Vorbild ist.

Ganz besonders möchte ich mich aber bei Iñaki bedanken, der immer an meiner Seite war und ohne den ich mehr als einmal verzweifelt wäre. ¡Ahora nos toca disfrutar de la vida!

1. Einleitung	5
2. Kolonialismus	8
2.1. Begriffsklärung: Imperialismus und Kolonialismus – same same but different?	8
Exkurs: Arten von Kolonien	10
2.2. Koloniale Expansion: Motive und Legitimationsstrategien	12
Sozio-ökonomische Motive	13
Strategische und geopolitische Motive	15
Religiöse, kulturelle und ideologische Motive	17
2.3. Die Entwicklung des kolonialistischen Denkens	20
3. Kolonialer Diskurs	24
3.1. Orientalismus: Die Orientalisierung des Orients	25
Gramscis Konzept der Hegemonie	26
3.2. Die Konstruktion binärer Komplementärkategorien	29
3.3. Bruchstellen und Diskontinuitäten im kolonialen Diskurs	31
„Third Space“ und „Contact Zone“: Orte der kolonialen Begegnung	31
Ambivalenz und kolonialer Diskurs	33
4. Spanien	35
4.1. Innenpolitische Situation im Spanien des 19. Jahrhunderts	35
Der Niedergang des Ancien Régime	35
Exkurs: Die Desamortisation	37
Industrialisierung und regionales Ungleichgewicht	37
4.2. Der Verlust des Kolonialimperiums	39
Das „Desaster von 1898“	39
Kubanischer Unabhängigkeitskrieg und Spanisch-Amerikanischer Krieg	41
Das spanische Militär nach dem „Desaster von 1898“	43
4.3. Spanische Präsenz in Nordafrika	45
Der Spanisch-Marokkanische Krieg 1859-1860	45
Vertragsunterzeichnungen	47

5. Westsahara	53
5.1. Geschichtliche Entwicklung	53
Allgemeines und Frühgeschichte	53
Exkurs: Die Berber	55
Islamisierung und Arabisierung	56
Almoraviden und Almohaden	58
Exkurs: Die Mauren	59
Interne Veränderungen und Kontakt mit dem „Westen“	59
5.2. Gesellschaftliche Organisation	62
Exkurs: Der Begriff Stamm	62
Stämme und Stammeszugehörigkeit	63
Die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung	64
Egalität und Hierarchie	66
5.3. Lebensweise	70
Hirtentum	71
Krieg	72
Handel	74
Das Leben im Zeltlager	75
Heiratsbeziehungen	76
Religionsausübung und Erzählkultur	78
6. Analyse	80
6.1. Entstehungskontext der untersuchten Artikel	80
Historischer Kontext	80
Institutioneller Kontext	81
Medialer Kontext	82
6.2. Die Westsahara und ihre BewohnerInnen in der RGC	84
Die Revista de Geografía Comercial	84
Historische Verbindungen	85
Handelsbeziehungen	86
Viehwirtschaft und Fischerei	88
Politische Organisation	89

„Charakter“ und Bildung der BewohnerInnen der Westsahara.....	89
Zeitlosigkeit.....	90
Tischmanieren, Ernährungsgewohnheiten und Waschgepflogenheiten.....	91
Lokale Lebensbedingungen und die spanische Präsenz.....	93
Die Darstellung der europäischen Konkurrenz.....	94
6.3. Vertiefung.....	96
Makroanalyse.....	97
Mikroanalyse.....	101
7. Schlussfolgerungen.....	106
Literaturverzeichnis.....	I
Primärliteratur.....	I
Sekundärliteratur.....	II
Anhang.....	XI

1. Einleitung

Kolonialismus – verstanden als die Eroberung und Kontrolle anderer Länder und Güter¹ – ist ein immer wiederkehrendes Motiv in der Geschichte der Menschheit.

Das mittelalterliche Königreich Ghana, die Reiche der Inkas und Azteken, der Han-Chinesen oder der antiken Römer sind eindrucksvolle Beispiele für Imperien, die auf der Hegemonie politisch und militärisch erfolgreicher Gruppen über umliegende Gesellschaften basieren.

Im 19. und 20. Jahrhundert nahm die Ausdehnung der kolonialen Kontrolle jedoch bisher unbekannte Ausmaße an. Im sogenannten „Zeitalter des Imperialismus“, das sich von den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg hin erstreckte, schaffte es eine Handvoll westlicher Mächte, den größten Teil der Erde entweder als Kolonien, Protektorate, Schutzgebiete oder Dominions unter ihre Kontrolle zu bringen. Im Jahr 1800 erhoben europäische Staaten Anspruch auf ein Territorium, das ungefähr 55 Prozent der Erdoberfläche entsprach, tatsächlich kontrollierten sie aber nur ca. 35 Prozent. 1878 standen schon 67 Prozent der Erde unter europäischer Kontrolle und bis zum Jahr 1914 stieg dieser Anteil auf 85 Prozent der Erdoberfläche an.²

Was hat Kolonialismus in diesem Umfang möglich gemacht?

Von größter Bedeutung sind einerseits die technischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts in den Bereichen Transport, Militär und Kommunikation. Verbunden mit der Überzeugung, dass der Status als Großmacht auf territorialer Ausdehnung basiere, ermöglichte dies eine fieberhafte Suche nach Expansionsmöglichkeiten in aller Welt.

Andererseits legitimierten und glorifizierten auf ideologischer Ebene eurozentrische und rassistische Denkmodelle die Aneignung außereuropäischer Gebiete als Dienst an der Menschheit und als förderlich für das „allgemeine Wohl“.

¹ Loomba 1998: 2.

² Magdoff 1978: 29 und 35.

Das System an Aussagen, die in diesem Kontext über die Kolonien, die Kolonisierten und die Kolonisatoren, sowie deren Verhältnis zueinander getätigt werden können, konstituiert den kolonialen Diskurs.³

Es ist unmöglich, *den* spanischen Kolonialdiskurs anhand der Untersuchung nur eines Mediums zu identifizieren und darzustellen, da an der Konstruktion des kolonialen Diskurses eine unzählbare Menge unterschiedlicher AkteurInnen beteiligt ist.

Es ist jedoch durchaus möglich, einzelne Diskursfäden bzw. einzelne Diskursfragmente, die Licht auf die soziale Konstruktion von Wirklichkeit im Kontext der kolonialen Expansion werfen können, aufzuspüren.⁴

In dieser Arbeit wird untersucht, wie die Bevölkerung des spanischen Protektorats in der westlichen Sahara in der *Revista de Geografía Comercial*, einer Publikation der *Sociedad de Geografía Comercial*, dargestellt wurde. Wie verlief das Aufeinandertreffen von SpanierInnen und Sahrawis? Was waren die Hintergründe und die historischen Umstände, die die Berichterstattung beeinflussten?

Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Identifikation diskursiver Strategien, die auf eine Legitimierung der spanischen Präsenz in der Westsahara abzielen.

Die Verwendung der Diskursanalyse für diese Aufgabe war naheliegend, wobei anzumerken ist, dass die Diskursanalyse eher eine Forschungsperspektive auf einen als Diskurs identifizierten Forschungsgegenstand denn eine spezifische Methode ist.⁵

Jedes Analyseprojekt erfordert daher zu Beginn die Erarbeitung einer spezifischen Vorgangsweise aus der heterogenen Menge diskursanalytischer Ansätze.

In Kapitel 6 der Arbeit wird zunächst der institutionelle Rahmen, innerhalb dessen die Artikel der RGC publiziert wurden, einer Untersuchung unterzogen. Im Anschluss daran werden – in Anlehnung an Landwehrs Ansatz der Historischen Diskursanalyse – die Artikel der *Revista de Geografía Comercial* analysiert.

³ Vgl. Ashcroft 2007: 42.

⁴ Siehe Landwehr 2009: 101.

⁵ Vgl. Keller 2004: 8.

Von tiefgreifender Bedeutung für die historische Diskursanalyse ist das reziproke Verhältnis zwischen Text und Kontext. Die Kapitel 4 und 5 widmen sich daher eingehend der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Situation sowohl in der Westsahara als auch in Spanien zu Ende des 19. Jahrhunderts.

In Kapitel 3 wird der Begriff „Kolonialer Diskurs“ erklärt und insbesondere auf Edward Saids Konzept des „Orientalismus“ eingegangen.

Das nun folgende Kapitel 2 beschäftigt sich mit dem „Meta-Kontext“ dieser Arbeit: der kolonialen Expansion europäischer Staaten im sogenannten „Zeitalter des Imperialismus“.

Dieses Thema hat auch im 21. Jahrhundert nichts von seiner Aktualität verloren: Obwohl fast alle Staaten Lateinamerikas zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erkämpften, und im 20. Jahrhundert auch die meisten Staaten in Afrika und Asien ihre Souveränität erlangten, kann Kolonialismus noch nicht als abgeschlossenes historisches Phänomen angesehen werden.

Abgesehen von noch heute schwelenden Konflikten, die oft auf nicht abgeschlossene Dekolonisationsprozesse oder erneute Kolonisierung zurückgehen, ist Edward Said zufolge imperiale Geschichte noch immer in unserem Denken und Handeln präsent.

[...], the meaning of the imperial past is not totally contained within it, but has entered the reality of hundreds of millions of people, where its existence as shared memory and as a highly conflictual texture of culture, ideology, and policy still exercises tremendous force.

(Said 1994: 11)

2. Kolonialismus

2.1. Begriffsklärung: Imperialismus und Kolonialismus – same same but different?⁶

Kolonialismus ist ein vielschichtiges und vielgestaltiges Phänomen. Es gibt nicht *den* Kolonialismus, sondern eine Vielzahl von „Kolonialismen“, die allerdings Gemeinsamkeiten untereinander aufweisen.

Synonym mit dem Begriff Kolonialismus wird in der öffentlichen Diskussion oft der Terminus Imperialismus verwendet. Im akademischen Bereich haben sich unter anderem HistorikerInnen, PolitikwissenschaftlerInnen, LiteraturwissenschaftlerInnen, GeographInnen und AnthropologInnen mit diesen Themen beschäftigt, bis heute herrscht jedoch keineswegs Einigkeit über die exakte Bedeutung und Unterscheidung der beiden Begriffe.

Der Begriff „Kolonialismus“ leitet sich von der lateinischen Bezeichnung „colonia“ ab. „Colonia“ bezieht sich sowohl auf eine Anzahl von Menschen, die an einen Ort geschickt werden um ihn zu bebauen, als auch auf einen solchen angebauten und neubevölkerten Ort, die Ansiedlung bzw. Pflanzsiedlung. Verwandte Wörter sind das Verb „colere“, das bebauen, bestellen (z.B. einen Acker) bzw. bewohnen bedeutet, und die Bezeichnung „colōnus“, die u.a. für (An-)Siedler, Bauern und Landwirte verwendet wurde.⁷ Ursprünglich ist daher der Begriff „Kolonialismus“ stark mit dem Aspekt der (An-) Siedlung verbunden.

Der Terminus „Imperialismus“ hingegen hat seinen Ursprung in dem altrömischen Begriff „imperium“. Dieser Ausdruck bedeutete anfänglich Befehlsgewalt bzw. die Macht, Befehle zu erteilen und zu vollziehen⁸, wurde jedoch im Laufe der Zeit immer

⁶ „Same same but different“ ist eine in Thailand gebräuchliche Redewendung, um etwas zu bezeichnen, das einem anderen Gegenstand oder einer anderen Sache zwar sehr ähnlich ist, sich jedoch in bestimmten Aspekten davon unterscheidet.

⁷ Georges 1997: 148, 332, 338, 446, 471, 1461-1462, 1539.

⁸ Ebd., 351.

öfter verwendet, um Macht im abstrakten Sinn zu bezeichnen. Zudem erhielt das Wort eine immer stärkere territoriale Dimension. Heute ist der Begriff „[...] a word and an idea [...] so controversial, so fraught with all sorts of questions, doubts, polemics, and ideological premises as nearly to resist use altogether.“ (Said 1994: 3)

Manche AutorInnen betrachten Kolonialismus und Imperialismus als zwei unterschiedliche Phänomene, zum Beispiel als unterschiedliche Formen von Dominanzverhältnissen, die anhand der Zahl von SiedlerInnen, die aus dem Zentrum stammen und sich in der Peripherie ansiedeln, unterschieden werden können.⁹ Andere wiederum sehen im Kolonialismus eine besondere Erscheinungsform des Imperialismus¹⁰ oder eine Folge des Imperialismus.¹¹ Hannah Arendt ist der Meinung, dass sich der Imperialismus im Laufe des 19. Jahrhunderts aus dem Kolonialismus heraus entwickelt hat.¹²

Der Historiker Wolfgang Mommsen trennt den „nationalistischen Imperialismus“ der drei Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg strikt vom europäischen Kolonialismus früherer Jahrhunderte. Der Unterschied besteht für ihn darin, dass sich europäische Mächte Gebiete nun nicht mehr nur zur wirtschaftlichen Nutzung oder zur Besiedlung aneigneten, sondern mehr als je zuvor auch zur Stärkung des eigenen Weltmachtstatus.¹³

In dieser Arbeit wird Imperialismus als das Streben eines Staates nach Ausweitung seiner Einflussphäre über die eigenen Staatsgrenzen hinaus verstanden. Dieses Streben kann entweder zur Etablierung eines formellen Abhängigkeitsverhältnisses (Kolonisierung) führen, oder informell – zum Beispiel durch ökonomische Einflussnahme – gestaltet werden. Kolonialismus wird hier also als *eine* mögliche Erscheinungsform eines umfassenderen und weitreichenderen Phänomens – des Imperialismus – angesehen.

⁹ So zum Beispiel Horvath 1972: 47.

¹⁰ Wie etwa Eckert 2006: 8 oder Heywood 2002: 118.

¹¹ Said 1994: 8; Loomba 1998: 7.

¹² Arendt 2008: 275.

¹³ Mommsen 1969: 16.

Im Folgenden wird vor allem den formellen Abhängigkeitsverhältnissen genauere Aufmerksamkeit geschenkt.

Exkurs: Arten von Kolonien

Eine Kolonie ist Osterhammel zufolge

ein durch Invasion (Eroberung und/oder Siedlungskolonisation) in Anknüpfung an vorkoloniale Zustände neu geschaffenes politisches Gebilde, dessen landfremde Herrschaftsträger in dauerhaften Abhängigkeitsbeziehungen zu einem räumlich entfernten ‚Mutterland‘ oder imperialen Zentrum stehen, welches exklusive ‚Besitz‘-Ansprüche auf die Kolonie erhebt. (Osterhammel 2009: 16)

In der Literatur zum Thema Kolonialismus wird meist zwischen drei Arten von Kolonien unterschieden. Diese wären Stützpunktkolonien, Herrschaftskolonien bzw. Beherrschungskolonien und Siedlungskolonien.¹⁴

Stützpunktkolonien liegen Handelsinteressen und/oder geostrategische Überlegungen zugrunde. Üblicherweise gehen von solchen Stützpunkten keine Bestrebungen zur großflächigen militärischen Eroberung des „Hinterlandes“ aus, das Augenmerk liegt vielmehr auf dessen kommerzieller Erschließung und auf dem Handel mit umgebenden Regionen sowie auf der Kontrolle eines geostrategisch wichtigen Punktes.

In Herrschaftskolonien (nach Reinhard) bzw. Beherrschungskolonien (Osterhammel) kontrolliert die Kolonialmacht das gesamte Land, die Zahl der Einwanderer aus dem Zentrum ist jedoch sehr gering. Das „Mutterland“ regiert die Herrschaftskolonie absolut.

¹⁴ Reinhard 1996: 2-3 und Osterhammel 2009: 17-18.

Siedlungskolonien basieren, wie der Name bereits verrät, darauf, dass eine große Zahl von Menschen aus wirtschaftlichen oder sozio-kulturellen Gründen aus dem Zentrum in die Kolonie auswandert.

Osterhammel unterscheidet zwischen drei Typen von Siedlungskolonien:

Dem „neuenglischen Typ“, bei dem die indigene Bevölkerung verdrängt wird, während die Siedlerbevölkerung wächst und die landwirtschaftlichen Arbeitsleistungen erbringt, wie dies zum Beispiel in Nordamerika und Australien der Fall war; dem „afrikanischen Typ“, bei dem die Arbeitskraft der lokalen Bevölkerung von zentraler Bedeutung für die Kolonialmacht ist; und dem „karibischen Typ“, bei dem Arbeitskräfte aus anderen Ländern importiert werden.¹⁵

Manche Autoren sehen Strafkolonien als eine vierte Kolonieart, Strafkolonien können jedoch auch als eine Sonderform einer Siedlungskolonie gesehen werden.

„El Sáhara Español“, die „Spanische Sahara“, war zu Beginn eine reine Stützpunktkolonie. Erst Mitte der 1930er Jahre wurden von Spanien erste Versuche unternommen, sie in eine Beherrschungskolonie umzuwandeln. Heute bezeichnen VertreterInnen der um Unabhängigkeit des Gebietes von Marokko kämpfenden Polisario¹⁶ die Westsahara als Siedlungskolonie Marokkos.

¹⁵ Osterhammel 2009: 18.

¹⁶ Frente Popular para la Liberación de Saguía el Hamra y Río de Oro.

2.2. Koloniale Expansion: Motive und Legitimationsstrategien

Im Folgenden wird insbesondere auf Beweggründe für koloniale Expansion während der Zeit des „klassischen Imperialismus“ bzw. dem „Zeitalter des Imperialismus“ eingegangen, wobei manche dieser Faktoren auch bei früheren und späteren Expansionsbewegungen wirksam waren.

Als „klassischer Imperialismus“ wird der Imperialismus der westlichen Industriemächte zwischen den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg bezeichnet, um deutlich zu machen, dass er das prägende Merkmal dieser Epoche, für die Heinrich Friedjung auch den bereits erwähnten Ausdruck „Zeitalter des Imperialismus“ prägte, darstellt.¹⁷

Die koloniale Expansion europäischer Staaten folgte selten klar ausgearbeiteten Strategien der politischen Zentren, sondern war oft eine Reaktion auf günstige Umstände und zufällige Gegebenheiten. Auf dieser Tatsache mag der berühmte Ausspruch des britischen Schriftstellers John Robert Seeley, das britische Empire sei in „a fit of absence of mind“ erworben worden, beruhen. Von großer Bedeutung war die Initiative von Einzelpersonen, die aus eigenen Beweggründen den Erwerb von Kolonialgebieten vorantrieben¹⁸.

In der Literatur aus dieser Phase des „klassischen Imperialismus“ werden meist der erwartete wirtschaftliche Nutzen sowie die kulturellen „Pflichten“ der westlichen Welt diskutiert, politische Motive fanden weniger Platz und wurden wohl als offensichtlich und daher nicht erwähnenswert angesehen.¹⁹

Lord Frederick Lugard, ein hoher Kolonialbeamter, spricht von einem „zweifachen Mandat“, das die Kolonialmächte zu erfüllen hätten: „Europe is in Africa for the mutual benefit of her own industrial classes, and of the native races in their progress to a higher plane,“ schrieb er im Jahr 1922. „The benefit can be made reciprocal, and ... [it] is the

¹⁷ Vgl. Baumgart 1975: 2.

¹⁸ Vgl. Ansprenger et al. 1981: 5.

¹⁹ Vgl. Betts 1975: 119.

aim and desire of civilised administration to fulfil this dual mandate.“ (Lord Lugard, zit. nach Betts 1975: 119)

Die hohen Erwartungen, die viele Zeitgenossen an den Erwerb von Kolonien im „Zeitalter des Imperialismus“ hatten, wurden meist nicht erfüllt. Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler bezeichnet Kolonialimperialismus sogar als eine „große politisch-ökonomische Fehlkalkulation“ (Münkler 2005: 36). Vom Kolonialismus in Afrika zum Beispiel haben in finanzieller Hinsicht weniger die Kolonialmächte als Ganzes bzw. deren Staatshaushalte profitiert, sondern vielmehr Einzelpersonen, bestimmte Gewerbe und Firmen.²⁰

Dies ändert jedoch nichts an der Bedeutung, die diese Erwartungen als Motive und Beweggründe für imperialistische Politik hatten.²¹

Abschließend sei noch erwähnt, dass die folgende Auflistung möglicher Motive eine Ordnung suggeriert, die allerdings völlig artifiziell ist. In der Praxis waren meist eine ganze Reihe von Beweggründen untrennbar miteinander verflochten und beeinflussten sich gegenseitig.

Sozio-ökonomische Motive

Koloniale Expansion wird sowohl in der öffentlichen Diskussion als auch in der Imperialismusforschung oft auf wirtschaftliche Motive reduziert.

Der Historiker Raymond F. Betts meint aber: „To reduce to a simple or singular explanation a series of actions that caused such a vast and varied collection of territories to revolve around Europe is to invite distortion.“ (Betts 1975: 33)

Die Erwartung wirtschaftlicher Vorteile ist sicher der Hauptgrund für den Erwerb von Kolonien, jedoch selten der einzige Antrieb.

²⁰ Vgl. Boch 2004: 105.

²¹ Vgl. Schöllgen 2009: 2.

Der englische Philosoph und Ökonom John Stuart Mill schrieb Mitte des 19. Jahrhunderts: „There needs to be no hesitation in affirming that Colonization, in the present state of the world, is the best affair of business, in which the capital of an old and wealthy country can engage.“ (Mill 1849: 358) Mill kritisierte zwar die Anwendung brutaler Gewalt im kolonialen Kontext (er trat zum Beispiel offen gegen die britische Vorgangsweise bei der Niederschlagung der Sklavenrebellion 1831 in Jamaica auf), er war sich aber der wirtschaftlichen Vorteile des Kolonialismus zu sehr bewusst – vielleicht aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit für die East India Company – um ihn grundsätzlich in Frage zu stellen.

Wie unter anderem in den Arbeiten von John A. Hobson, Rudolf Hilferding und Rosa Luxemburg deutlich wird, herrschte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Vorstellung vor, dass das kapitalistische System einer Expansion nach außen bedürfe. Manche Autoren, so zum Beispiel Wladimir Iljitsch Lenin, nahmen an, dass ohne diese Expansion der Kapitalismus an Überproduktion und Unterkonsumption zugrunde gehen würde.²²

Tatsächlich kam es im späten 19. Jahrhundert und frühen 20. Jahrhundert – zeitgleich mit einer verstärkten territorialen Expansion westlicher Staaten – zu einem starken Anstieg des Außenhandels und der Auslandsinvestitionen. Diese Geschehnisse sollte man aber nicht auf ein allzu simples Ursache-Wirkungs-Verhältnis reduzieren.²³ In Großbritannien stiegen zum Beispiel zwar überseeische Investitionen sehr stark an, während der Binnenmarkt stagnierte – allerdings floss nur knapp die Hälfte dieses Auslandskapitals in britische Kolonien und Dominions, und davon wiederum nur ein Bruchteil davon in neuerworbene Gebiete.²⁴

Zu den wichtigsten Beweggründen für die Etablierung einer Kolonie gehört die Hoffnung, das jeweilige Gebiet dadurch als zuverlässigen Rohstofflieferanten für das „Mutterland“ zu sichern, und gleichzeitig einen durch Zölle und Monopole geschützten Absatzmarkt für europäische Produkte zu erschließen.

²² Vgl. Reinhard 1996: 6.

²³ Vgl. Betts 1975: 121-122.

²⁴ Mommsen 1969: 18.

Auch gesellschaftspolitische Entwicklungen bewirkten eine Dynamisierung der Diskussion um den Erwerb von Kolonien. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es in Europa zu einer Erstarkung der Arbeiterbewegungen und zu zunehmender öffentlicher Kritik an den prekären Lebensbedingungen der sozial schwächeren Bevölkerung. Dem Politikwissenschaftler Franz Ansprenger zufolge sahen Befürworter des Imperialismus wie der britische Staatsmann Joseph Chamberlain und der Unternehmer Cecil Rhodes den Erwerb von Kolonien zunehmend als Ventil für sozialen Druck und als Mittel zur Bewältigung der „sozialen Frage“.²⁵ Die Auswanderung arbeitsloser Menschen in die Kolonien sollte – so die Idee – das Konfliktpotential in den dicht besiedelten Großstädten verringern, während die Gewinne aus den Kolonien für die Entschärfung weiterer sozialer Spannungen im „Mutterland“ verwendet werden würden.

Strategische und geopolitische Motive

In vielen Fällen wurde der Erwerb von Kolonien durch strategische Interessen und machtpolitische Überlegungen bestimmt.

So führte zum Beispiel im Falle Großbritanniens die erwünschte Kontrolle der wichtigen Seefahrtsroute nach Indien zum Kauf der Suez-Kanal-Aktien durch den Premierminister Benjamin Disraeli, zur Festigung der britischen Einflussnahme in Ägypten, sowie zur Etablierung einer Vielzahl von Stützpunktkolonien bzw. Flottenstützpunkten wie Aden, Sokotra, oder Britisch-Somaliland.

Durch die Errichtung von Militär- und Handelsstützpunkten wurde imperiale Politik strategisch abgesichert. Auch aus rein praktischen Gründen waren diese Stützpunkte von Bedeutung. Durch den Umstieg von Segel- auf Dampfschiffe bestand ein großer Bedarf an Bekohlungsstationen, an denen Schiffe mit Kohle versorgt werden konnten.²⁶ Die Kolonialmächte versuchten mit allen Mitteln, Rivalen zuvorzukommen und solch strategisch wichtige Orte zu erobern, bevor dies ein anderes Land tun konnte.²⁷

²⁵ Vgl. Ansprenger et al. 1981: 14.

²⁶ Vgl. Betts 1975: 37.

²⁷ Vgl. Bentley et al. 2008: 539.

Dieser Wettlauf blieb aber nicht nur auf günstig gelegene Gebiete beschränkt. Dem Historiker Winfried Baumgart zufolge ging es bei dem Erwerb von Kolonialgebieten oft weniger um das Gebiet an sich, als vielmehr um den Status der jeweiligen Kolonialmacht als Großmacht.

Territorialer Ausdehnung wurde im Zeitalter des „klassischen Imperialismus“ mit politischer Größe und Bedeutung gleichgesetzt.²⁸ Dies führte zu einer fieberhaften Suche nach „unbesetzten“ Territorien. Dass solche Gebiete nicht unbegrenzt vorhanden waren, war den Akteuren schmerzlich bewusst.

Auslöser für europäische Interventionen in einer Region war in manchen Fällen auch der Versuch indigener politischer Bewegungen, Reformen zu erkämpfen. Damit gefährdeten sie die Stabilität bestehender – vielfach mit europäischen Mächten kooperierender – Regimes und somit europäische Interessen²⁹. Auch der umgekehrte Fall war möglich: EuropäerInnen unterstützten in manchen Fällen indigene Widerstandsbewegungen in der Hoffnung, so eine neue – dem jeweiligen Unterstützer gewogene – Regierung zu etablieren.

Lokale Akteure und Geschehnisse in den potentiellen Kolonialgebieten sind übrigens ein Faktor, dem in der Literatur meist sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Die Kollaboration der lokalen Bevölkerung beschleunigte in vielen Fällen den Kolonisationsprozess, während in anderen Fällen der erbitterte Widerstand indigener Akteure – „human deterrent“ genannt – europäische Interessenten abschreckte. Im Gebiet des heutigen Mauretaniens zum Beispiel verzögerte die Angst vor Angriffen der „wildern Reiternomaden“ den Kolonisierungsprozess beträchtlich.³⁰

Allerdings war nicht in allen Fällen offener Widerstand möglich: oft wurden lokale Regierungen nach und nach in ein Netz ökonomischer und politischer Abhängigkeiten verstrickt, bis zuletzt nur noch die Akzeptanz mehr oder weniger direkter ausländischer Einflussnahme möglich war.

²⁸ Vgl. Betts 1975: 34.

²⁹ Ebd., 70.

³⁰ Vgl. Bitterli 1991: 35.

Auch politisch-psychologische Motive bewegten Europas Industriestaaten zur Suche nach Kolonien: Deutschland, das erst im 19. Jahrhundert zunächst im Norddeutschen Bund und schließlich als Deutsches Reich vereint wurde, sah Imperialismus als Möglichkeit, die innere Kohäsion des Landes zu erhöhen.

Despite the new shadings of interpretation, there is general agreement that domestic rather than international concerns urged Bismarck to action. The recently created Reich did not rest on firm historical foundations or on a broad political consensus. [...] Overseas imperialism was thus viewed as one way to achieve national integration. (Betts 1975: 80)

Religiöse, kulturelle und ideologische Motive

Verglichen mit den wirtschaftlichen Beweggründen imperialistischer Landnahme sind diese Motive für den Historiker Wolfgang Mommsen zwar zweitrangige Faktoren, er räumt jedoch ein, dass für viele Menschen Beweggründe wie religiöses Sendungsbewusstsein oder die „moralische Verpflichtung“ zur Verbreitung der europäischen Zivilisation keineswegs nur „hohle Ideologie“ waren.³¹

Auch der Historiker Wolfgang Reinhard meint:

Oft ging es um das Bedürfnis, Heiden den rechten Glauben oder Barbaren die rechte Kultur zu bringen. Diese missionarischen Impulse wurden zwar ideologisch instrumentalisiert, müssen aber dennoch ernst genommen und dürfen nicht als bloßer Vorwand disqualifiziert werden. (Reinhard 1996: 6)

Die Verbreitung des Christentums zur „Rettung heidnischer Seelen“ war bereits während der Eroberung Lateinamerikas äußerst wichtig für die Legitimierung des spanischen Vorgehens, und hatte auch im „Zeitalter des Imperialismus“ noch nicht als Rechtfertigungsgrund für europäische Aktivitäten in „Übersee“ ausgedient.

³¹ Vgl. Mommsen 1969: 16.

MissionarInnen bzw. Missionsgesellschaften waren oft Wegbereiter und Unterstützer des Kolonisationsprozesses und fungierten in vielen Fällen als MittlerInnen zwischen der jeweiligen Kolonialmacht und der lokalen Bevölkerung. Manche übten jedoch auch Kritik am unmenschlichen Umgang mit den Kolonisierten – das bekannteste Beispiel ist hier wohl der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas, der im 16. Jahrhundert die „Zerstörung der West-Indies“³² anklagte.

Ein weiteres Motiv – und ein gewichtiges Argument zur Legitimierung kolonialer Expansion – war das Streben nach Verbreitung europäischer Zivilisation. Dies basiert auf der Überzeugung von einer stufenweisen Entwicklung der Menschheit. Die Bewohner der westlichen Industriestaaten des 19. Jahrhunderts sahen sich selbst an der Spitze einer Entwicklungspyramide und waren der Überzeugung, dass „weniger entwickelte“ Menschen von einem Kulturkontakt profitieren würden.³³

Häufig wurde in leuchtenden Farben das schwere Los der indigenen Bevölkerung beschrieben, die, von blutrünstigen und despotischen Herrschern regiert, mehr schlecht als recht überleben würden. Schon aus humanitären Gründen wäre daher ein europäisches Eingreifen wünschenswert, um so die jeweilige lokale Bevölkerung von tyrannischer Unterdrückung und brutaler Grausamkeit zu befreien.

Ein Beispiel: In den 1890ern, während der französischen Eroberung des Königreichs Dahomey im Gebiet des heutigen Benin, wurden in der französischen Presse eine ganze Reihe von Abbildungen veröffentlicht, die rituelle Opferungen von Menschen zeigten. Dieser angeblich in Dahomey praktizierte Brauch sollte die Unterstützung der französischen Bevölkerung für das Eroberungsprojekt stärken.³⁴

Mit der Abschaffung der Sklaverei ergab sich aus europäischer Sicht ein weiterer Grund für die Ausweitung europäischer Einflussnahme: Nur durch europäische Kontrolle könne man den Sklavenhandel eindämmen. Der französische Marineoffizier und Afrikareisende Eugène Mage zum Beispiel kam nach einer Reise durch den Sudan zu

³² Casas 1977 [1552]: *Brevísima relación de la destrucción de las Indias*.

³³ In den nächsten Kapiteln folgt mehr zu dieser Thematik.

³⁴ Vgl. Cohen 2003: 283.

der Ansicht, dass eine Eroberung der Region die einzige Möglichkeit sei, den grausamen Sklavenkarawanen Einhalt zu gebieten.

Auch der Entdeckungsreisende und spätere Gouverneur von Madagaskar, Anne Raffanel, forderte Mitte des 19. Jahrhunderts eine europäische Intervention zur Auslöschung der Sklaverei im Oberen Senegal.³⁵

Manche EuropäerInnen des 19. Jahrhunderts sahen den europäischen Vormarsch in Afrika und die damit verbundene Verbreitung europäischer Zivilisation auch als eine Möglichkeit der Wiedergutmachung für den Sklavenhandel.³⁶

Osterhammel meint zur Legitimation des Kolonialismus durch solche Motive: „Kolonialherrschaft wurde als Geschenk und Gnadenakt der Zivilisation verherrlicht, als eine Art von humanitärer Dauerintervention.“ (Osterhammel 2009: 116)³⁷

³⁵ Cohen 2003: 269f.

³⁶ Vgl. ebd., 273.

³⁷ George Orwell, zwischen 1922 und 1927 Polizeioffizier in Burma, sieht diese „humanitäre Dauerintervention“ weniger verklärt als viele seiner Zeitgenossen. In seinem Roman „Burmese Days“ lässt er folgendes Gespräch zwischen Dr. Veraswami, einem indischen Arzt, und Mr. Flory, einem britischen Holzhändler, stattfinden:

‘Seditious?’ Flory said. ‘I’m not seditious. I don’t want the Burmans to drive us out of this country. God forbid! I’m here to make money, like everyone else. All I object to is the slimy white man’s burden humbug. The pukka sahib pose. It’s so boring. Even those bloody fools at the Club might be better company if we weren’t all of us living a lie the whole time.’

‘But, my dear friend, what lie are you living?’

‘Why, of course, the lie that we’re here to uplift our poor black brothers instead of to rob them. I suppose it’s a natural enough lie. But it corrupts us, it corrupts us in ways you can’t imagine. There’s an everlasting sense of being a sneak and a liar that torments us and drives us to justify ourselves night and day. It’s at the bottom of half our beastliness to the natives. We Anglo-Indians could be almost bearable if we’d only admit that we’re thieves and go on thieving without any humbug.’ (Orwell 2001: 37)

2.3. Die Entwicklung des kolonialistischen Denkens

„We are the finest race in the world,“ sagte Cecil Rhodes im Jahr 1877, „and the more of the world we inhabit, the better it is for the human race.“ (Zit. nach Bentley et al. 2008: 537)

Diese unerschütterliche Überzeugung von der eigenen Überlegenheit liegt der Unbeschwertheit zugrunde, mit der sich Europa ab dem 15. Jahrhundert in allen Teilen der Welt etablierte.³⁸

Der Historiker Urs Bitterli spricht von einem ersten und einem zweiten Entdeckungszeitalter.³⁹ In das erste Entdeckungszeitalter fallen vor allem die Erkundungsreisen von Spanien und Portugal. Das Wissen über die Erde wurde durch die Expeditionen von Christoph Kolumbus, Ferdinand Magellan, Vasco da Gama und anderen schlagartig vergrößert.

Das zweite Entdeckungszeitalter, das Bitterli im 18. Jahrhundert verortet, wurde vor allem von Großbritannien und Frankreich dominiert. Die Reisen jener Zeit sind durch tiefgreifende technische Verbesserungen in der Schifffahrt sowie durch eine andere Ausrichtung der Forschungsziele geprägt.⁴⁰

Die immer häufigeren Kontakte mit in Europa bis dahin unbekanntem Bevölkerungsgruppen intensivierten das europäische Interesse an diesen Menschen. Die Unterschiede in der äußerlichen Erscheinung, der Lebensweise und den Umgangsformen stellten europäische Vorstellungen über die Schöpfung des Menschen in Frage.⁴¹ Konnten diese Menschen, die so anders aussahen und so ungewöhnliche Lebensstile pflegten, tatsächlich von dem gleichen „Urelternpaar“ abstammen wie die EuropäerInnen?

³⁸ Vgl. Ansprenger et al. 1981: 10.

³⁹ Die häufige Verwendung des Begriffes „Entdeckung“ im Kontext der europäischen Erforschung der Welt bringt eine eurozentrische Denkweise zum Ausdruck. Die Gebiete wurden nur aus europäischer Sicht „entdeckt“, den dort lebenden Menschen waren sie schon lange bekannt.

⁴⁰ Bitterli 1991: 20.

⁴¹ Man kann davon ausgehen, dass der gleiche Prozess auf indigener Seite stattfand, allerdings ist dies meist weniger gut dokumentiert.

Diese Frage, die die Wissenschaft während des 18. Jahrhunderts beschäftigte, wurde zugunsten der Monogenisten, die von der Einheit der menschlichen Gattung ausgingen, entschieden.

Dennoch wusste man noch nicht, worauf die Unterschiede zwischen Menschen zurückzuführen waren. Viele der entwickelten Erklärungsversuche muten heute kurios an: Manche glaubten, dass die Unterschiede in der äußeren Erscheinung auf die Einbildungskraft der schwangeren Mütter zurückzuführen seien, die sich Kinder wünschten, die dem lokalen Schönheitsideal entsprächen.⁴² Andere glaubten an eine Urmutter, die verschiedenfarbige Eier in sich getragen habe. Die Färbung der Eier und die Hautfarbe der Nachkommen korreliere miteinander.⁴³

Weit verbreitet waren auch Verfluchungstheorien: man schrieb Nicht-EuropäerInnen, vor allem AfrikanerInnen, eine Abstammung von Kain oder von Ham, dem Sohn Noahs, der von seinem Vater verflucht worden war, zu.

Andere versuchten, dem Rätsel wissenschaftlicher auf den Grund zu gehen: Johann Friedrich Blumenbach etwa führte die dunkle Hautfarbe der BewohnerInnen Afrikas auf ein Übermaß von Kohlenstoff in deren Körpern zurück.⁴⁴

Allen diesen Erklärungsversuchen ist gemeinsam, dass der weiße Europäer und die weiße Europäerin immer als die Norm angesehen wurden, während alles was davon abwich, eine erklärungsbedürftige Sonderform darstellte.

Das Unvermögen, eurozentrische Voreingenommenheiten zu überkommen, ist eine Konstante in der Geschichte der europäischen Expansion: Immer wieder wurde versucht, die „Anderen“ in den eigenen Bedeutungskategorien zu erfassen, immer ausgefeiltere Modelle der menschlichen Entwicklung wurden zur Erklärung der

⁴² So zum Beispiel der französische Jesuit Joseph-François Lafiteau. Bitterli 1991: 354.

⁴³ Dies glaubte zum Beispiel Pierre-Louis Moreau de Maupertuis, der Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften. Ebd., 353.

⁴⁴ Ebd., 354.

Unterschiede zwischen Gesellschaften ausgearbeitet – und der Europäer⁴⁵ wurde dabei immer als die Krone der Schöpfung eingestuft.

Solche Klassifikationsmodelle konstruierten eine hierarchische Ordnung der Weltbevölkerung. Außereuropäische Gesellschaften wurden häufig anderen geschichtlichen Epochen zugeordnet, oft wurde die Entwicklung menschlicher Gesellschaften aber auch mit der Entwicklung des menschlichen Individuums verglichen – im Sinne einer stufenförmigen Entwicklung vom frühesten Kindesalter bis zum Erwachsenen. Nicht-EuropäerInnen wurden in diesem Entwicklungsschema mit Kindern gleichgesetzt, meist wurde ihnen jegliche Vernunft abgesprochen. EuropäerInnen wurden dagegen stets als in der Entwicklung am meisten fortgeschritten dargestellt. Daraus resultierte die moralische Pflicht, jenen, die in ihrer Entwicklung „zurückgeblieben“ waren, zu helfen und sie – notfalls auch gegen ihren Willen – an den Errungenschaften der Zivilisation teilhaben zu lassen.⁴⁶ 1909 formuliert der Franzose Joseph Valmor diesen Gedanken folgendermaßen:

For the primitive, left to himself, does not always understand what conforms to his own interest properly understood, to his greater happiness. And this is why it is the duty of the civilized, the more enlightened and more experienced, to take those measures necessary for the defense of the best interest of the natives, despite the resistance which may arrive from their ignorance. (Zit. nach Betts 1975: 177)

Oft wurde in diesem Zusammenhang auf die von der indigenen Bevölkerung „fahrlässig“ vernachlässigten wirtschaftlichen Möglichkeiten hingewiesen. Die Hebung dieser „brachliegenden“ Kapazitäten wurde als Segen für die Weltwirtschaft und das „allgemeine“ Wohl bezeichnet.

Viele solcher Entwicklungsmodelle enthielten zudem eine „natürliche“ Arbeitsteilung. Menschen aus Afrika wurde etwa eine besondere Eignung für schwere körperliche Arbeiten attribuiert, während den EuropäerInnen (vor allem den männlichen) eine Begabung für führenden Tätigkeiten in die Wiege gelegt worden sei.

⁴⁵ Der Singular maskulin wird in diesem Kontext bewusst verwendet.

⁴⁶ Rudyard Kipling nannte diese „Pflicht“ 1899 in einem Gedicht „the white man’s burden“.

Eine Vielzahl von wissenschaftlichen Disziplinen beschäftigte sich mit der Erforschung nicht-europäischer⁴⁷ Gesellschaften und der Konstruktion dieser Modelle. Ebenso wie Pflanzen, Mineralien oder Tiere versuchte man, Menschen systematisch zu unterteilen und zu klassifizieren. Je näher am europäischen Schönheitsideal sich eine Gesellschaft befand, als desto moralischer, intelligenter und entwickelter galten die jeweiligen Menschen.⁴⁸

Ania Loomba betont die enge Verbindung zwischen der Entwicklung der westlichen Wissenschaften und der kolonialen Expansion: „In fact the growth of modern Western knowledge systems and the histories of most ‚disciplines‘ can be seen to be embedded within and shaped by colonial discourses.“ (Loomba 1998: 64)

Mit einer eingehenden Untersuchung dieser „kolonialen Diskurse“ beschäftigt sich das nun folgende Kapitel.

⁴⁷ Auch die Begriffe „nicht-europäische“ oder „außer-europäische“ Gesellschaften sind kritikbedürftig, da sie Milliarden unterschiedlichster Menschen nur anhand einer Eigenschaft, ihrer Nicht-Zugehörigkeit zu Europa, zusammenfassen. Zur Vereinfachung der Darstellung werden die Begriffe hier jedoch trotzdem verwendet.

⁴⁸ Vgl. Bitterli 1991: 345.

3. Kolonialer Diskurs

Als bedeutender Meilenstein in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diskursiven Repräsentationsstrategien in asymmetrischen Machtverhältnissen gilt Edward Saids Werk „Orientalismus“. Er stellt darin den von Michel Foucault geprägten Begriff „Diskurs“ in einen kolonialen Kontext.

Unter einem „Diskurs“ versteht man im Deutschen meist eine Rede, eine Debatte oder eine Abhandlung über einen Gegenstand in Wort oder Schrift.⁴⁹

Foucaults Konzept des Diskurses geht jedoch darüber hinaus. Ihm zufolge ist ein „Diskurs“ ein auf unausgesprochenen Regeln basierendes System von Aussagen, durch das „Wahrheit“ bzw. als „wahr“ akzeptiertes allgemeines Wissen konstruiert wird. Dieses Wissen formt sowohl unsere Selbstwahrnehmung als auch unser Weltbild. Die Welt um uns ist Foucault zufolge nicht einfach „da“, sie wird vielmehr durch den Diskurs konstruiert und gestaltet.⁵⁰

Zwischen Diskurs und Realität besteht also ein sich gegenseitig konstituierendes Verhältnis: Einerseits unterliegt der Diskurs den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen, andererseits ist er aber auch in der Lage, diese Bedingungen langsam zu verändern.

Deutlich wird im Diskurs anhand bestimmter Ermächtigungs- und Ausschlusskriterien⁵¹ zwischen „legitimen“ und „nicht-legitimen“ SprecherInnen unterschieden.⁵² Dies determiniert die Machtverhältnisse, die den Diskurs strukturieren: Macht haben jene Personen oder Institutionen, deren Aussagen als „legitim“ gelten und die beeinflussen können, was "sagbar" ist, die also die Regeln des Diskurses aufrechterhalten oder verändern können.⁵³

⁴⁹ Landwehr 2009: 15.

⁵⁰ Ashcroft et al. 2007: 62-63.

⁵¹ Ein Beispiel dafür wären etwa akademische Titel. Keller 2006: 125.

⁵² Ebd.

⁵³ Vgl. Ashcroft et al. 2007: 63.

Genau hier knüpft Said an. Er untersucht die Machtasymmetrie in der Produktion von Wissen über Kolonisierende und Kolonisierte. Das unter ungleichen Bedingungen produzierte Wissen – den kolonialen Diskurs bzw. den orientalistischen Diskurs – sieht er als Machtinstrument, durch das der „Okzident“ Einfluss über den „Orient“ er- und behält.

3.1. Orientalismus: Die Orientalisierung des Orients

Nach Said hat „Orientalismus“ drei interdependente Bedeutungen:

Einerseits bezeichnet Orientalismus jene *wissenschaftliche Tätigkeit*, die AkademikerInnen (wie etwa PhilologInnen, HistorikerInnen, AnthropologInnen) betreiben, die sich mit „dem Orient“ beschäftigen.

Andererseits ist Orientalismus eine *Denkweise*, die auf der Annahme einer grundlegenden Verschiedenartigkeit zwischen „dem Orient“ und „dem Okzident“ basiert und die die Grundlage für eine Vielzahl von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Theorien ebenso wie für Romane, Gedichte, Theaterstücke und Reisebeschreibungen darstellt.

Zuletzt, in gewisser Weise eine Zusammenführung der beiden zuvor genannten Bedeutungen, bezeichnet Orientalismus eine *Form der westlichen Dominanz* über den Orient.⁵⁴

Dadurch, dass Europa⁵⁵ kontrollierte, welches Wissen über den Orient produziert wurde, erhielt es Said zufolge Macht über diesen: „In brief, because of Orientalism the Orient was not (and is not) a free subject of thought and action.“ (Said 1985: 3)

Dabei ist wichtig zu beachten, dass der „Orient“ laut Said ebenso wenig wie der „Okzident“ in der von westlichen AutorInnen (den „legitimen“ SprecherInnen) beschriebenen Form existiert hat – *der* „Orient“ und *der* „Orientale“ sind vielmehr Konstrukte des kolonialen Diskurses.

⁵⁴ Said 1985: 2-3.

⁵⁵ Said bezieht sich in seinen Ausführungen vor allem auf Frankreich und Großbritannien.

The Orient is not an inert fact of nature, but a phenomenon constructed by generations of intellectuals, artists, commentators, writers, politicians, and, more importantly, constructed by the naturalizing of a wide range of Orientalist assumptions and stereotypes. (Ashcroft et al. 2007: 153)

Das über den Orient produzierte Wissen kann man aber trotzdem nicht einfach als „airy European fantasy“⁵⁶ verwerfen.

After all, any system of ideas, that can remain unchanged as teachable wisdom (in academies, books, congresses, universities, foreign-service institutes) from the period of Ernest Renan in the late 1840s until the present in the United States must be something more formidable than a mere collection of lies. (Said 1985: 6)

Es ist jedoch zutiefst geprägt von westlichen Interessen und Machtbestrebungen und kann daher nicht als objektive, „wahrheitsgemäße“ Beschreibung des „Orients“ gesehen werden.

Gramscis Konzept der Hegemonie

Um die Langlebigkeit des Orientalismus-Diskurses zu erklären, greift Said auf das von Antonio Gramsci geprägte Konzept der „Hegemonie“ zurück.

Gramsci unterscheidet zwischen der zivilen und der politischen Gesellschaft. Erstere basiert auf freiwilligen Zugehörigkeiten wie etwa der Zugehörigkeit zu einer Schule, einer Kirche oder einem Verein. Die politische Gesellschaft hingegen besteht aus den staatlichen Institutionen wie der Armee oder der Polizei, deren Aufgabe die direkte Kontrolle und Machtausübung ist.

⁵⁶ Said 1985: 6.

Eine Herrschaft, die nur auf der Kontrolle der politischen Gesellschaft basiert, ist nicht dauerhaft, eine Herrschaft, die zudem auf der Zustimmung der Beherrschten, d.h. der Zivilgesellschaft, beruht, hingegen schon.

Diese Zustimmung erzielt man, indem man erreicht, dass die eigenen Interessen als die Interessen aller anerkannt werden. Dies bewerkstelligt man nicht durch Gewalt, sondern etwa durch die Kontrolle der Medien oder der Schulbildung.

Die Ideen der „führenden Klassen“ werden – nachdem gewisse Vorstellungen der beherrschten Bevölkerung verändert und eingebunden wurden – über die von der Elite kontrollierten Institutionen von der Zivilbevölkerung übernommen und in Folge Teil des „Allgemeinwissen“ oder des als vernünftig oder selbstverständlich angesehenen Wissens.

Hegemonie nach Gramsci ist also die Fähigkeit der herrschenden Gruppen, ihre Macht durch den gesellschaftlichen Konsens zu legitimieren.⁵⁷

Die koloniale Situation lässt sich nur bis zu einem gewissen Punkt mit der von Gramsci analysierten Situation in Europa vergleichen, da bei der europäischen Expansion in weit größerem Ausmaß auf Mittel wie Zwang und Unterdrückung zurückgegriffen wurde.

Dennoch schafften es die Kolonialmächte, Teile der indigenen Bevölkerung in das System, das sie letztlich unterdrückte, einzubinden.⁵⁸

Said führt dies darauf zurück, dass es Europa gelang, die Vorstellung von der eigenen Überlegenheit zu verbreiten und abweichende Meinungen zum Schweigen zu bringen – in anderen Worten: es gelang Europa, die kulturelle Definitionsmacht an sich zu reißen.⁵⁹

Europäische Ideen und Anschauungen wurden über verschiedene Kanäle⁶⁰ weitergegeben und „der Europäer“ als Verkörperung aller bedeutenden menschlichen Werte präsentiert. Von „Nicht-EuropäerInnen“ wurde im Gegensatz dazu ein äußerst

⁵⁷ Vgl. Said 1985: 6-7; Ashcroft et al. 2007: 106.

⁵⁸ Vgl. Loomba 1998: 30.

⁵⁹ Vgl. Said 1985: 7.

⁶⁰ Viswanathan untersucht zum Beispiel die Rolle englischer Literatur in der Vermittlung europäischer (britischer) Werte im indischen Schulsystem. Viswanathan 2006: 376-380.

negatives Bild entworfen. Der tunesische Soziologe und Philosoph Albert Memmi meint dazu:

Willfully created and spread by the colonizer, this mythical and degrading portrait ends up by being accepted and lived with to a certain extent by the colonized.

It thus acquires a certain amount of reality and contributes to the true portrait of the colonized. This process is not unknown. It is a hoax. It is common knowledge that the ideology of a governing class is adopted in large measure by the governed classes. (Memmi 1990: 153-154)

3.2. Die Konstruktion binärer Komplementärkategorien

In order for the colonizer to be the complete master, it is not enough for him to be so in actual fact, but he must also believe in its legitimacy. In order for that legitimacy to be complete, it is not enough for the colonized to be a slave, he must also accept this role. The bond between colonizer and colonized is thus destructive and creative. It destroys and re-creates the two partners of colonization into colonizer and colonized. (Memmi 1990: 154-155)

In der kolonialen Situation konstruiert und repräsentiert also nicht nur der Kolonisierende den Kolonisierten, vielmehr wird auch er selbst, seine eigene Rolle in diesem Wechselspiel „erschaffen“.

Dies lässt sich darauf zurückführen, dass die Konstruktion der „Anderen“ immer auch die Konstruktion des „Selbst“ beinhaltet: Betone ich etwa die „Primitivität“ einer gesellschaftlichen Gruppe, hebe ich dadurch gleichzeitig die „Kultiviertheit“ meiner eigenen Gruppe hervor. Eine Abwertung des „Anderen“ bewirkt also eine Aufwertung des „Selbst“ und vice versa.

Anhand der Zuschreibung von Stereotypen wird eine „grundlegende Andersartigkeit“ des Orients in Abgrenzung zu einem (westlichen) Selbst konstruiert. Von besonderer Bedeutung sind binäre Oppositionspaare: während der Orient etwa als feminin, irrational und primitiv dargestellt wird, sieht sich der Westen als maskulin, rational und fortschrittlich.⁶¹

Die Attribuierung gewisser – meist negativer – Eigenschaften beschränkt sich aber nicht auf *den* „Orient“, sondern ist im Kontext des Kolonialismus inhärenter Teil des Diskurses über alle außereuropäischen Gesellschaften, an denen westliches Interesse besteht.⁶²

⁶¹ Vgl. Castro Varela & Dhawan 2005: 33.

⁶² Baumann und Gingrich haben aufgezeigt, dass Orientalismus nur eines von mehreren möglichen Klassifikationsschemata („grammars“) der Prozesse von selfing/othering darstellt. Sie stellen drei „Grammars“ vor: Orientalisierung (angelehnt an E. Said), Segmentation (angelehnt an E. Evans-Pritchard) und Einschließung („encompassment“) (nach Dumont). „Orientalizing creates self and other as negative mirror images of each other; segmentation defines self and other according to a sliding scale of

Despite the enormous differences between the colonial enterprises of various European nations, they seem to generate fairly similar stereotypes of ‚outsiders‘ – both those outsiders who roamed far away on the edges of the world, and those who (like the Irish) lurked uncomfortably nearer home. Thus laziness, aggression, violence, greed, sexual promiscuity, bestiality, primitivism, innocence and irrationality are attributed (often contradictorily and inconsistently) by the English, French, Dutch, Spanish and Portuguese colonists to Turks, Africans, Native Americans, Jews, Indians, the Irish, and others. (Loomba 1998: 106-107)

Gleichzeitig zeigt sich in der Darstellung „Anderer“ im kolonialen Diskurs oft eine selbstkritische Dimension oder ein Element der Faszination. Den „Anderen“ werden Wesenszüge attribuiert, die man in der eigenen Gesellschaft vermisst oder verloren glaubt (wie etwa Spontaneität oder Mystizismus).⁶³

Positive Zuschreibungen können allerdings schnell in negative umgewandelt werden – so kann etwa aus ruhigem Behagen Faulheit werden, aus natürlicher Daseinsharmonie Gesetzlosigkeit, und aus unbesorgter Lebensfreude Triebhaftigkeit.⁶⁴

Die Art der Repräsentation der „Anderen“ ist nicht also statisch und kann sich den politischen Gegebenheiten und den jeweiligen Erfordernissen der Kolonialherrschaft anpassen. Ania Loomba präsentiert das Beispiel der Aborigines, denen zu Beginn der Kolonisierung Australiens vor allem Sanftmut zugeschrieben wurde, nachdem sie sich aber weigerten, ihre Arbeitskraft in den Dienst der Kolonialmacht zu stellen, wurde stattdessen ihre angebliche Grausamkeit betont,⁶⁵ was ein stärkeres Vorgehen gegen sie rechtfertigte.

Diese Möglichkeit der Modifikation der Repräsentation der „Anderen“ soll allerdings nicht implizieren, dass negative oder rassistische Annahmen nur wirtschaftliche und politische Faktoren widerspiegeln. Manche Stereotype bestanden bereits lange vor der Etablierung einer Kolonialmacht in einem bestimmten Gebiet und trugen dazu bei, die spätere Ausbeutung zu legitimieren.

inclusions/exclusions; encompassment defines the other by an act of hierarchical subsumption.“ Baumann 2004: 47.

⁶³ Ebd., 20.

⁶⁴ Bitterli 1991: 372-373.

⁶⁵ Loomba 1998: 113.

3.3. Bruchstellen und Diskontinuitäten im kolonialen Diskurs

Bis jetzt erscheint der koloniale Diskurs als relativ überschaubares und wenig komplexes Phänomen: die Kolonisatoren schreiben den Kolonisierten gewisse – meist unvoreilhaftige – Eigenschaften zu und stilisieren sich selbst zur Verkörperung universeller menschlicher Werte. Die „Anderen“ – die Kolonisierten – dienen dabei als Reflektionsfläche für das im Gegensatz zu ihnen konstruierte kolonialistische „Selbst“. Aufgrund des Machtungleichgewichts zwischen Kolonialmacht und Kolonie wird diese auf binären Oppositionen basierende Darstellung wieder und wieder reproduziert und bis zu einem gewissen Grad Teil des als „wahr“ angesehenen Wissens. Von entscheidender Bedeutung für diesen Prozess ist die westliche Kontrolle von Schulbildung und Medien.

Kolonialer Diskurs ist also ein machtvolleres Mittel zur Konstruktion von „Wahrheit“ und damit zur Etablierung und Stabilisierung von kolonialen Verhältnissen. Bei genauerer Betrachtung wird allerdings deutlich, dass dieser Diskurs Bruchstellen und Diskontinuitäten aufweist. Die Kolonisatoren sind keineswegs immer in Kontrolle des Diskurses, ebenso wenig wie die Kolonisierten eine rein passive Position einnehmen.

„Third Space“ und „Contact Zone“: Orte der kolonialen Begegnung

Homi K. Bhabha, der gemeinsam mit Gayatri Chakravorty Spivak und Edward Said die „Heilige Dreifaltigkeit“ der Kolonialdiskurs-Analyse darstellt,⁶⁶ nimmt die Handlungsmacht der Kolonisierten in den Blick. Er kritisiert die Totalität der Macht der Kolonisierenden in Saids Konzept des Orientalismus ebenso wie dessen scharfe Trennung zwischen Orient und Okzident.⁶⁷

Laut Bhabha ist die koloniale Situation und mit ihr der koloniale Diskurs von einer tiefen Ambivalenz gekennzeichnet. Kolonisierte und Kolonisierende stehen sich nicht

⁶⁶ Young 1995: 163.

⁶⁷ Vgl. Castro Varela & Dhawan 2005: 85.

einfach in Opposition gegenüber, sondern agieren in einem komplexen, durch gleichzeitige Anziehung und Ablehnung gekennzeichneten, Verhältnis.

Kultur und Identität sieht Bhabha dabei nicht als monolithische Gebilde, die wie Billardkugeln auf andere Kulturen und Identitäten treffen, vielmehr interagieren sie miteinander in einem Bereich, den Bhabha den „Dritten Raum“ („Third Space“) nennt. Ideen und Konzepte aus den Metropolen zum Beispiel werden im Prozess der Übertragung in die Kolonien – Bhabha spricht von „Übersetzung“ (translation)⁶⁸ – in diesem „Dritten Raum“ verändert bzw. hybridisiert.

Auch Mary Luise Pratt stellt sich gegen eine streng binäre Opposition zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten. Sie spricht von „Kontaktzonen“ („contact zones“), „that is, social spaces where disparate cultures meet, clash, grapple with each other, often in highly asymmetrical relations of domination and subordination [...]“ (Pratt 2006: 4)

Den Prozess des Verhandeln, der gegenseitigen Auseinandersetzung und der Inkorporation „fremder“ Elemente in dieser Kontaktzone bezeichnet sie als „Transkulturation“.⁶⁹

Konzepte wie der „Dritte Raum“ oder die „Kontaktzone“ zeigen auf, dass Kulturen und Identitäten im kolonialen Kontext gespalten, heterogen und wandelbar sind.⁷⁰ Ambivalenz und Hybridisierung kennzeichnen die Interaktion und Identitätsbildung von Kolonisierten und Kolonisierenden.

⁶⁸ So etwa unter Bhabha 2006: 49.

⁶⁹ Der Begriff „transculturation“ wurde in den 1940er Jahren von dem kubanischen Soziologen Fernando Ortiz geprägt. Pratt 2006: 228.

⁷⁰ Vgl. Hein 2006: 40-41.

Ambivalenz und kolonialer Diskurs

Die widersprüchliche Struktur kolonialer Diskurse trägt entscheidend zur Ambivalenz und Instabilität der durch sie konstruierten Identitäten bei.⁷¹

Einerseits wollen die Kolonisierenden, dass sich die Kolonisierten so weit wie möglich ihren Werten, Traditionen und ihrem Lebensstil anpassen und sie nachahmen, andererseits ist die Aufrechterhaltung der „Andersartigkeit“ der Kolonisierten vital für das Weiterbestehen der Kolonialherrschaft. Wie Memmi deutlich aufzeigt, basieren sämtliche Privilegien der Kolonisatoren auf der konstruierten „Minderwertigkeit“ der Kolonisierten, eine Assimilierung der Kolonisierten würde daher die bevorzugte Position der Kolonisatoren und das gesamte koloniale Machtverhältnis in Frage stellen.⁷²

Dies hat zur Folge, dass die Anpassung der Kolonisierten an die Kolonisatoren niemals vollständig erfolgreich sein kann, der „Andere“ wird „almost the same, *but not quite*“⁷³. Die unvollständige Nachahmung („Mimikry“) ist Bhabha zufolge nie weit entfernt von Spott – die Kolonisatoren können sich nicht sicher sein, bis zu welchem Grad die Kolonisierten sie nachahmen und bis zu welchem Grad sie sie parodieren. Dies zeigt eine Bruchstelle in der Totalität der kolonialen Dominanz auf: das Verhalten der Kolonisierten kann nie vollständig von der Kolonialmacht kontrolliert werden.⁷⁴

Die Ambivalenz der kolonialen Situation wird auch bei einer eingehenderen Beschäftigung mit der Psyche der Kolonisatoren deutlich: Diese befinden sich zwar in einer privilegierten Position in einem asymmetrischen Machtverhältnis und sind von ihrer Überlegenheit über die Kolonisierten überzeugt, trotzdem herrscht konstante Furcht vor den „natives“ und deren „Unkontrollierbarkeit“.

⁷¹ Vgl. Castro Varela & Dhawan 2005: 85-86.

⁷² Memmi 1990: 189-193.

⁷³ Bhabha 2006: 123.

⁷⁴ Vgl. Ashcroft et al. 2007 : 124-125.

Osterhammel spricht in diesem Zusammenhang von einer „paranoiden Mentalitätslage“⁷⁵:

Die Europäer glaubten, ‚Chaos‘ vorzufinden, dem sie eine Ordnung auferlegen müßten. Diese Ordnung war nie ganz gesichert, die niedergezwungene Anarchie und Triebhaftigkeit nie verlässlich gebannt. Siedler wie hohe Kolonialbürokraten wurden heimgesucht von der Furcht vor dem Chaos: ein Moment der Schwäche würde Unruhestifter ermutigen, den ‚Negeraufstand‘ provozieren. (Osterhammel 2009: 116)

Eine weitere „Gefahr“, der sich die EuropäerInnen in den Kolonien gegenüber sahen, war die gleichzeitige Verlockung und Bedrohung, die von der lokalen Bevölkerung und ihrer Lebensweise ausging. Die Übernahme indigener Bräuche und Werte wurde von ihrem europäischen Umfeld als Degeneration bewertet und als „going native“ bezeichnet.⁷⁶

Die so oft als „machtlos“ und „passiv“ beschriebenen Kolonisierten wurden also durchaus als ernstzunehmende Gefahr für das Bestehen der Kolonialherrschaft angesehen. Dies zeigt sich auch in der Heftigkeit, mit der indigener Widerstand in offiziellen Darstellungen als religiöser Fanatismus, infantile Regression oder als Geisteskrankheit disqualifiziert wurde.⁷⁷

In den Bruchstellen der dominanten Repräsentationskonstruktionen werden die Kolonisierten jedoch als handelnde Subjekte sichtbar.

Die Auffindung indigener Verhandlungsmethoden und Widerstandsstrategien hat insbesondere seit der Publikation von Saids „Orientalismus“ und den darauf folgenden Diskussionen eine Vielzahl von WissenschaftlerInnen beschäftigt und stellt einen wichtigen Forschungsschwerpunkt der Postcolonial Studies bzw. Post-Colonial Studies dar.

⁷⁵ Osterhammel 2009: 136.

⁷⁶ Ashcroft et al. 2007: 36 und 106.

⁷⁷ Vgl. Loomba 1998: 139.

4. Spanien

Wie im vorhergehenden Kapitel gezeigt wurde, beinhaltet die Konstruktion eines „Anderen“ immer auch eine Konstruktion des „Selbst“. Das Bild, das ich von dem oder der „Anderen“ zeichne, sagt ebensoviel – oder mehr – über mich aus, wie über den „Anderen“.

Welche Dinge bewegten und beunruhigten die SpanierInnen zu Ende des 19. Jahrhunderts? Was ist der politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Hintergrund, vor dem die hier untersuchte Darstellung der Bevölkerung der Westsahara entstand? Diesen Fragen soll in diesem Kapitel der Arbeit nachgegangen werden.

4.1. Innenpolitische Situation im Spanien des 19. Jahrhunderts

Für Spanien war das 19. Jahrhundert eine Zeit großer Instabilität und tiefgreifender Veränderungen. Das Land kämpfte mit aller Kraft um den Erhalt seines Status als europäische Großmacht, konnte aber den Abstieg zu einer politischen Randfigur von sehr eingeschränkter internationaler Bedeutung schlussendlich nicht verhindern.

Der Niedergang des Ancien Régime

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Spanien eine von feudalen Strukturen, einer veralteten Sozialordnung und dem tiefgreifenden Einfluss des Klerus geprägte absolute Monarchie.

Von den ca. 10,8 Mio. EinwohnerInnen lebten 8,6 Mio. von der Landwirtschaft, während nur 2,2 Mio. ihren Lebensunterhalt durch andere Tätigkeiten bestritten.⁷⁸ Der Grundbesitz war aber vor allem in den Händen der Adligen und der Kirche konzentriert, während die ländliche Bevölkerung in bitterer Armut lebte.

⁷⁸ Bernecker & Pietschmann 2005: 241.

Eine Vielzahl von Binnenzöllen sowie ein mangelhaftes Transport- und Kommunikationssystem erschwerten die wirtschaftliche Entwicklung und Vernetzung des Landes. So musste zum Beispiel Katalonien zu Beginn des 19. Jahrhunderts Weizen aus dem Ausland importieren, weil die Wege nach Kastilien, dem wichtigsten spanischen Getreideanbaugebiet, unzureichend ausgebaut waren.⁷⁹

Epidemien (vor allem Cholera und Gelbfieber), Hungersnöte und Kriege führten zu sozialen Unruhen und verschlimmerten die katastrophale finanzielle Situation des spanischen Staates.

1805 verlor Spanien beinahe seine gesamte Flotte in der Seeschlacht von Trafalgar gegen Großbritannien.⁸⁰ 1808, drei Jahre später, wurde das Land von französischen Truppen besetzt und Napoleon Bonapartes Bruder, Joseph Bonaparte, als König von Spanien eingesetzt.

In einem sechs Jahre währenden Krieg konnte Spanien seine Unabhängigkeit zurückgewinnen. Den Kolonien in Lateinamerika zeigte die französische Eroberung jedoch deutlich die Schwäche des „Mutterlandes“ auf und beschleunigte den Ablösungsprozess von Spanien.⁸¹

Auch in den Jahren, die auf die Wiedererlangung der Unabhängigkeit folgten, kam Spanien politisch nicht zur Ruhe. Das absolutistische Ancien Régime war an seinem Ende angelangt, der Wechsel zu einem bürgerlich-liberalem Staat verlief aber keineswegs einfach und geradlinig.

Der Konflikt zwischen Konservativen und Liberalen führte zu einer Serie von Bürgerkriegen, Regierungswechsel durch *Pronunciamientos* (Militärrevolten) waren die Regel. Auch im Inneren der beiden Fraktionen, vor allem zwischen *progresistas* und *moderados* innerhalb des liberalen Lagers, kam es zu Streitigkeiten und Spaltungen, die zu der Instabilität der politischen Landschaft beitrugen.

⁷⁹ Bernecker & Pietschmann 2005: 264.

⁸⁰ Moradiellos 2000: 110.

⁸¹ Vgl. Smith & Dávila-Cox 1999: 6ff; Moradiellos 2000: 113.

Exkurs: Die Desamortisation

Ein zentrales Element liberaler Politik im Spanien des 19. Jahrhunderts war die „Desamortisation“, die Enteignung von Gütern der „toten Hand“, der Kirche und der Gemeinden, sowie deren Verkauf durch den Staat. Ziele dieser Maßnahme waren unter anderem eine Verringerung der massiven Staatsverschuldung, eine Einschränkung der Macht der Kirche und eine Modernisierung der Landwirtschaft. Zwischen 1836 und 1900 wurden 20% der Gesamtfläche Spaniens (über 10 Mio. Hektar Land) „desamortisiert“,⁸² die Grundstücke wurden allerdings nicht von Kleinbauern, sondern von Großgrundbesitzern und Angehörigen der Elite aufgekauft. Die Desamortisation bewirkte daher keine wesentliche Änderung der Agrarstruktur: es kam weder zu breiter gestreutem Grundbesitz noch zu dem erwarteten Anstieg in der Agrarproduktion.⁸³

Für die ländliche Bevölkerung brachte die Desamortisation jedoch eine weitere Verschlechterung ihrer Lebensumstände. Viele Bauern verloren ihr traditionelles Recht auf Nießbrauch der „desamortisierten“ Ländereien und verarmten immer mehr. Dies hatte eine Reihe von Bauernaufständen sowie eine Zunahme des Banditentums und der Bettelei zur Folge.

Industrialisierung und regionales Ungleichgewicht

Eine neue Gesellschaftsgruppe, die ebenfalls mit prekären Lebensumständen zu kämpfen hatte, bildete sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts heraus: das Industrieproletariat.

Anders als Länder wie Großbritannien, Frankreich oder Deutschland war Spanien zu Ende des 19. Jahrhunderts noch kaum industrialisiert. 71,1% der Erwerbstätigen waren

⁸² Bernecker & Pietschmann 2005: 256.

⁸³ Ebd., 263.

in der Landwirtschaft beschäftigt, während nur 17,1% in der Industrie, im Bergbau, oder in der Bauwirtschaft tätig waren.⁸⁴

Katalonien und Nordspanien (vor allem das Baskenland und Asturien) waren „industrielle Inseln“⁸⁵ im landwirtschaftlich geprägten Spanien. Im Rest des Landes verlief die Industrialisierung sehr schleppend und wird in der Literatur immer wieder als „gescheitert“ bezeichnet.⁸⁶

Katalonien hingegen verfügte über eine florierende Textilindustrie – alleine in Barcelona fanden 40% der industriellen Produktion Spaniens statt⁸⁷ – während im Baskenland die Eisen- und Stahlindustrie verankert war. Der Kohlebergbau in Asturien hatte zunächst mit der Konkurrenz der qualitativ hochwertigeren britischen Kohle zu kämpfen. Nach der Einführung von protektionistischen Schutzzöllen war jedoch auch die asturische Kohle von großer Bedeutung für die spanische Wirtschaft.

Die spanische Politik reagierte sehr spät auf die Bedürfnisse des zwar im europäischen Vergleich wenig zahlreichen, aber dennoch vorhandenen Industrieproletariats. Erst um die Jahrhundertwende wurden erste Schritte hin zu einer sozial gerechteren Gesetzgebung gemacht.

⁸⁴ Bernecker & Pietschmann 2005: 289.

⁸⁵:Ebd., 289.

⁸⁶ So zum Beispiel von Prats i Cuevas 2000: 34.

⁸⁷ Bernecker & Pietschmann 2005: 286.

4.2. Der Verlust des Kolonialimperiums

Der Verlust des Kolonialimperiums war ein schwerer Schlag für das spanische Selbstverständnis als Großmacht und stürzte das Land in eine tiefe Krise. Der Spanisch-Amerikanische Krieg von 1898 markiert einen Tiefpunkt in dem Prozess des Abstiegs des spanischen Reiches.

Da sich dieser Niedergang jedoch auch schon in den Jahren vor dem „Desaster“ abzuzeichnen begann und dadurch die spanische Haltung zum Erwerb weiterer Kolonialgebiete beeinflusste, ist dieser Teil der spanischen Geschichte auch für die vorliegende Arbeit interessant.

Das „Desaster von 1898“

Von dem einst enormen spanischen Kolonialreich in Amerika, das sich noch Ende des 18. Jahrhunderts von Kalifornien und Florida bis an die Südspitze Argentiniens und Chiles erstreckte, befanden sich Ende des 19. Jahrhunderts nur noch Kuba und Puerto Rico in spanischer Hand. Aber auch auf diesen zwei Inseln regte sich Widerstand gegen die Fremdherrschaft.

Kuba und Puerto Rico waren für Spanien vor allem als geschützte Absatzmärkte für spanische Güter (vor allem Weizen aus Kastilien und Textilien aus Katalonien), als Quellen von Zoll- und Steuereinnahmen und als Lieferanten von landwirtschaftlichen Produkten von großer Bedeutung.

Für die beiden Kolonien bedeutete die spanische Herrschaft hingegen eine starke Einschränkung ihrer wirtschaftlichen und politischen Handlungsfreiheit: Monopole und hohe Tarifbarrieren limitierten die der kubanischen und puertoricanischen Wirtschaft zur Verfügung stehenden Expansionsmöglichkeiten empfindlich. Zudem waren die Inseln zwar Teil des spanischen Reiches, wurden jedoch wie Gebiete „zweiter Klasse“ behandelt, deren Belange durch eine Sondergesetzgebung („leyes especiales“) und nicht durch die im Rest von Spanien geltenden Gesetze geregelt wurden. Die Bevölkerung

der beiden Inseln hatte keinerlei Mitspracherecht bei der Ausarbeitung dieser „leyes especiales“ – selbst unter verhältnismäßig progressiven Regierungen wurden den Kolonien keine Vertreter im spanischen Parlament zugestanden.

Die kubanische Wirtschaft hatte sich im 19. Jahrhundert dynamischer entwickelt als die Wirtschaft des „Mutterlands“. Der Export großer Mengen an Zucker, Kaffee und Tabak hatte auf Kuba zu einer blühenden – auf Sklavenarbeit basierenden – Wirtschaft und zur Entstehung einer kreolischen Bourgeoisie geführt. Auch auf technischem Gebiet war Kuba Spanien voraus: Zum Zeitpunkt als in Spanien die erste Eisenbahnstrecke in Betrieb genommen wurde, verfügte Kuba bereits über ein 600 Kilometer langes Schienennetz. Das erste Teilstück – die Strecke von Havanna nach Güines – war schon 1837, elf Jahre zuvor, eröffnet worden.⁸⁸ Mit dem wachsenden Reichtum und der zunehmend offenkundigen Schwäche Spaniens war die kubanische Elite – die sich zum größten Teil aus spanischen AuswanderInnen und deren Nachkommen zusammensetzte – immer weniger bereit, sich bevormunden zu lassen.

1868 brach auf Kuba der erste Krieg gegen die spanische Herrschaft aus, zehn Jahre später wurde dieser mit dem Abkommen von Zanjón beendet. Anstatt zu einer substantiellen Verbesserung der Beziehungen zwischen „Mutterland“ und Kolonie zu führen, sah dieses Abkommen nur minimale Änderungen vor und löste die existierenden Probleme nicht. In Folge dessen kam es gegen Ende des 19. Jahrhunderts erneut zu Auseinandersetzungen.

Zu spät versuchte der spanische Regierungschef Práxedes Mateo Sagasta eine Eskalation der Unruhen zu verhindern, indem er eine Reihe von Reformen ankündigte. Im Februar 1895 begann der zweite kubanische Unabhängigkeitskrieg, 1896 brachen auch auf den Philippinen, die seit dem 16. Jahrhundert der spanischen Krone unterstanden, Kämpfe aus. Spanien sah sich also mit der Situation konfrontiert, zwei weit entfernte separatistische Revolten mit einer unzureichenden und veralteten Flotte bekämpfen zu müssen.

⁸⁸ Elena & Ordoñez 2000: 77.

Kubanischer Unabhängigkeitskrieg und Spanisch-Amerikanischer Krieg

Zunächst wurden die Aufstände – vor allem auf Kuba – von Spanien mit großer Brutalität bekämpft, 1898 kam es jedoch aufgrund des Einschreitens der USA zu einer abrupten Wende im Kriegsverlauf.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten sich die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten vervielfacht. So gingen zum Beispiel im Jahr 1894 88% der kubanischen Exporte in die USA, während nur 9% nach Spanien geliefert wurden.⁸⁹ Aufgrund der Nähe Kubas war es für die Vereinigten Staaten auch aus strategischen Gründen von Interesse, die Insel unter Kontrolle zu haben. Mehrere US-amerikanische Kaufangebote für Kuba hatte Spanien allerdings abgelehnt.

Im Februar 1898 explodierte der US-Panzerkreuzer „Maine“ im Hafen von Havanna unter ungeklärten Umständen. Dies bildete den Anlass für die Vereinigten Staaten, in den Krieg einzutreten.

Die US-amerikanische Übermacht trat in den wenigen Kriegsmonaten – die Kriegserklärung erfolgte Ende April 1898, im August des selben Jahres kam es zum Friedensschluss – deutlich zu Tage. So wurde zum Beispiel die spanische Flotte in Manila von der US-Marine an nur einem Tag zerstört.⁹⁰ Auch ein Blick auf die Opferzahlen spricht eine deutliche Sprache: Bei einem Gefecht im Hafen von Santiago (Kuba) starben 350 Spanier, 160 wurden verwundet und 1600 wurden gefangengenommen. Auf der gegnerischen Seite wurde ein US-Amerikaner getötet und vier verletzt.⁹¹

In der Wahl der Bezeichnungen zur Beschreibung des Krieges wird das dramatische Kräfteungleichgewicht zwischen den beiden Gegnern deutlich: während in den

⁸⁹ Moradiellos 2000: 116.

⁹⁰ Bentley et al. 2008: 553.

⁹¹ Moradiellos 2000: 117.

Vereinigten Staaten von einem „splendid little war“ gesprochen wird, spricht man in Spanien von „el desastre del '98“, dem Desaster bzw. Debakel von '98.⁹²

Konsequenzen für Spanien

Für Spanien hatte der Spanisch-Amerikanische Krieg weitreichende Folgen: Kuba, Puerto Rico, die Philippinen und Guam gingen in US-amerikanische Hände über, Palau sowie die Karolinen und Marianen-Inseln in Mikronesien wurden wenig später an Deutschland verkauft.

In Spanien lösten die Niederlage und der Verlust der Kolonien Selbstzweifel und Hoffnungslosigkeit aus. Spanische Intellektuelle begannen eine „pessimistische Seelenerforschung über die (angebliche) Unfähigkeit des ‚hispanischen‘ Menschen [...], sich (gegenüber den dynamisch-fortschrittlichen Angelsachsen) der Modernität von Kapitalismus und Naturwissenschaften anzupassen.“⁹³

In Katalonien, dem Baskenland und Galizien regten sich Separatismusbestrebungen, und die sozial Schwächeren, die die Hauptbürde des Krieges getragen hatten, traten in Scharen den kürzlich entstandenen Arbeiterbewegungen bei.

Joaquín Costa, der Hauptvertreter des „Regeneracionismo“, einer Bewegung, die sich in diesen Tagen formierte und deren Anhänger grundlegende Veränderungen in Spanien forderten, wird uns in Kapitel 6 dieser Arbeit in seiner Funktion als Herausgeber der Revista de Geografía Comercial erneut begegnen.

Im vorherrschenden Sozialdarwinismus der Zeit war der Status einer Nation untrennbar mit ihrer Fähigkeit zur Expansion verbunden. Eine Rede des britischen Premierministers Lord Salisbury, in der er Spanien als „dying nation“ bezeichnete, trug dazu bei, die allgemeine Mutlosigkeit zu vertiefen.

⁹² Den Impakt des Verlusts von Kuba zeigt auch ein heute noch verwendetes Sprichwort, das Mut nach einem großen Schaden oder Verlust zusprechen soll: „Más se perdió en la guerra de Cuba y volvieron cantando“, im Kuba-Krieg ging mehr [als in der konkret vorliegenden Situation] verloren und trotzdem begann man wieder zu singen.

⁹³ Bernecker & Pietschmann 2005: 300.

Balfour meint dazu: „[...] the defeat was seen by the Spanish elites and broad sections of the middle classes as a disaster which threw into question not just the political system and the regime, but the Spanish race itself.“ (Balfour 1999: 180)

Das damals regierende Restaurationsregime, formell eine konstitutionelle Monarchie, basierte auf einem äußerst effektiven System der Wahlmanipulation. So wurde sichergestellt, dass die zwei größten Parteien, die untereinander zu einem Einverständnis gekommen waren (dem sogenannten „Pardo-Pakt“ von 1885), sich regelmäßig an der Macht abwechselten. Aufgrund des strikten Zensuswahlrechts wurde die Politik beider Parteien vor allem von den spanischen Großgrundbesitzern bestimmt. Viele Mitglieder der spanischen Elite befürchteten, dass das „Desaster“ zu ausgedehnten Aufständen der vom politischen Geschehen ausgeschlossenen Bevölkerung führen würde und letzten Endes den Sturz des Restaurations-Regimes provozieren würde.

Zur Überraschung vieler ZeitgenossInnen änderte sich unmittelbar nach dem Desaster relativ wenig – so blieb zum Beispiel die Restaurationsregierung noch weitere 25 Jahre im Amt. Das Erbe des Desasters von 1898, die großen innenpolitischen Krisenherde, die im Umfeld des Spanisch-Amerikanischen Krieges entstanden oder verschärft worden waren, sollten Spanien jedoch noch in den nächsten Jahrzehnten beschäftigen. Im Hinblick auf die spanische Präsenz in Nordafrika ist die Veränderung des Militärs besonders signifikant. Auf diese soll nun kurz eingegangen werden.

Das spanische Militär nach dem „Desaster von 1898“

Das spanische Militär wurde durch die Niederlage im Spanisch-Amerikanischen Krieg nachhaltig verändert. Bei ihrer Rückkehr war die öffentliche Meinung gegen Militärangehörige gerichtet. Offiziere wurden auf der Straße ausgepiffen, in Liedern, Gedichten und Karikaturen wurde ihre angebliche Inkompetenz und Feigheit verlacht

und es begann eine Reihe von Prozessen, in denen sich ranghohe Militärangehörige für ihr vermeintliches Versagen rechtfertigen mussten.⁹⁴

Dies trug zu einem merklichen Rechtsruck des Militärs bei. Die überwiegende Mehrheit der Armeeangehörigen sah die regierenden Politiker als die wahren Verantwortlichen für das Desaster von 1898 und sich selbst als Sündenböcke für die Fehler dieser. Dies führte nicht nur zur Hinterfragung der Restaurationsregierung, sondern auch zu einer Infragestellung der bestehenden Regierungsform.

Während in den Jahrzehnten zuvor durchaus auch progressiv-liberale oder republikanische Tendenzen in der Armee vertreten waren, gewannen nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg konservative und anti-demokratische Strömungen zusehends an Terrain.

Dazu trug auch die Überzeugung bei, dass die Einheit und Stabilität der spanischen Nation, als deren Bewahrer sie sich sahen, durch die gesteigerten Aktivitäten der Regionalbewegungen und den wachsenden Einfluss der Arbeiterbewegung in Gefahr sei.

Zunehmend machte sich Hoffnung auf eine Möglichkeit zur Wiederherstellung der versehrten „Ehre“ des Militärs breit: in Afrika sollte das Militär seine Kompetenz und seine Bedeutung für Spanien beweisen. Manche träumten sogar von der Errichtung eines zweiten spanischen Großreichs südlich der Meeresenge von Gibraltar.⁹⁵ Dort befanden sich die letzten Kolonien und Protektorate, die Spanien nach dem „Desaster von 1898“ noch verblieben waren: Äquatorialguinea, die Insel Fernando Póo (das heutige Bioko) im Golf von Guinea sowie die Enklaven Ceuta und Melilla.

Auf das erst 1884 erworbene Protektorat an der Atlantikküste Nordwestafrikas, die spätere Spanische Sahara, wird im Folgenden genauer eingegangen.

⁹⁴ Ucelay da Cal 2000: 128f.

⁹⁵ Elena & Ordoñez 2000: 79.

4.3. Spanische Präsenz in Nordafrika

Wie auf den vorangehenden Seiten dargestellt wurde, hatte Spanien im 19. Jahrhundert unter anderem mit großer politischer Instabilität, kriegerischen Konflikten und der Ausweitung interner Krisenherde zu kämpfen.

Der spanische Historiker Enrique Moradiellos meint dazu:

[...] it might be said that nineteenth century Spain was a clear example of the primacy of domestic politics over foreign policy. The country's energies were so absorbed by the scale of internal problems that there was scarcely any strength left to attend adequately to external interests and problems. (Moradiellos 2000: 110)

Trotzdem engagierte sich Spanien ab der Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkt in Nordafrika.

Der Spanisch-Marokkanische Krieg 1859-1860

1859 erklärte Spanien Marokko den Krieg. Begründet wurde dies mit den angeblichen Angriffen des marokkanischen Sultans Mulay Abderrahman auf spanische Positionen und Interessen, insbesondere auf Ceuta.⁹⁶ Laut Portillo Pasqual del Riquelme war dies allerdings nur ein Vorwand. Er sieht den wahren Grund für den Krieg in der wachsenden spanischen Besorgnis aufgrund des französischen Vormarschs in Algerien – eine Verschiebung der Grenze zugunsten Algeriens und zuungunsten von Gebieten, an denen Spanien interessiert war, wurde ihm zufolge befürchtet.⁹⁷ Naylor wiederum ist der Meinung, dass der zunehmende britische Einfluss in Marokko gemeinsam mit den Auseinandersetzungen um Ceuta für die Kriegserklärung Spaniens verantwortlich ist.⁹⁸

⁹⁶ Streitigkeiten um die Autorität über die Enklaven Ceuta und Melilla – seit dem 16. Jahrhundert in spanischem Besitz – führten im Laufe der Jahrhunderte immer wieder zu bewaffneten Konflikten.

⁹⁷ Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 304-305.

⁹⁸ Naylor 1993: 18.

Unabhängig von den tatsächlichen Gründen für den Krieg markiert das Jahr 1859 den Beginn einer aktiveren spanischen Präsenz in Nordafrika.⁹⁹

Der Sieg über Marokko 1860 hatte die Unterzeichnung des „Vertrags von Tetuán“ zur Folge. In diesem Vertrag gewährte Marokko Spanien unter anderem das immerwährende Recht auf ein Stück Land – groß genug, um dort eine Niederlassung zur Fischverarbeitung zu errichten – an der Atlantikküste Marokkos.

Der Ort für diese Niederlassung sollte dem Vertrag zufolge jener sein, an dem sich im 15. Jahrhundert die spanische Festung „Santa Cruz de Mar Pequeña“ befand.

Da jedoch keine Aufzeichnungen über die genaue Lage der Festung vorlagen, entwickelte sich die langwierige Suche danach zu einem Tauziehen zwischen Spanien und Marokko und legitimierte schließlich die Errichtung der Enklave Sidi Ifni nördlich des Gebiets der Spanischen Sahara.

Für und Wider einer spanischen Expansion in Nordafrika

In Spanien entwickelte sich nach dem Spanisch-Marokkanischen Krieg zunehmendes Interesse für Marokko und das westliche Nordafrika. Dies förderte die Entstehung einer *Africanista*-Bewegung, die sich für eine verstärkte spanische Präsenz in Nordafrika aussprach. Zudem wurde eine Reihe von neuen Gesellschaften etabliert, wie etwa die „Spanische Vereinigung für die Erkundung Afrikas“ (Asociación Española para la Exploración de África) im Jahr 1877, die „Kanario-Afrikanische Fischereivereinigung“ (Sociedad de Pesquerías Canario-Africanas) im Jahr 1880, oder die „Gesellschaft der Afrikanisten und Kolonisten“ (Sociedad de Africanistas y Colonistas) im Jahr 1883, die Lobbying für eine expansive Außenpolitik betrieben.

In der spanischen Gesellschaft standen sich in diesen Jahren ExpansionsbefürworterInnen und ExpansionsgegnerInnen gegenüber.

Zu den BefürworterInnen einer Ausweitung des spanischen Machtbereichs gehörten sowohl Geschäftsleute als auch hochrangige Militärangehörige. In der Aneignung von

⁹⁹ Vgl. Elena & Ordoñez 2000: 79.

Gebieten in Nordafrika sahen sie eine Möglichkeit, Spaniens Position gegenüber anderen europäischen Mächten zu stärken und deren Ambitionen in der Region zuvorzukommen.

Die Gruppe der ExpansionsgegnerInnen betonte die Risiken eines solchen Unternehmens, insbesondere im Hinblick auf die ohnehin schwierige Situation des spanischen Staates zu Ende des 19. Jahrhunderts. Auch die öffentliche Meinung war „kolonialen Abenteuern“ weitgehend abgeneigt.¹⁰⁰

Die erste Fraktion setzte sich schließlich durch: 1885 wurden die ersten spanischen Handelsdeputationen in Marokko eröffnet, 1886 wurde eine regelmäßige Schiffsverbindung zwischen Spanien und Marokko eingerichtet.¹⁰¹

Im Oktober 1884 wurde der 29jährige Infanterie-Leutnant Emilio Bonelli beauftragt, eine Expedition in die westliche Sahara zu organisieren und dort Verträge mit lokalen Autoritäten abzuschließen. Die Zeit drängte: die Berliner Afrika-Konferenz stand kurz bevor und britische Rivalen hatten ebenfalls Interesse an der Region gezeigt – Bonelli musste daher auf Anweisung der spanischen Regierung die Expedition innerhalb von fünf Tagen organisieren.¹⁰²

Vertragsunterzeichnungen

Wie A. Adu Boahen aufzeigt, verlief der „Scramble for Africa“ in drei Phasen: Zu Beginn wurden Verträge zwischen afrikanischen WürdenträgerInnen und Vertretern europäischer Imperialmächte abgeschlossen. In diesen Verträgen sicherten die afrikanischen Unterzeichnenden den EuropäerInnen meist besondere Rechte – zum Beispiel im Bereich des Handels – sowie den Verzicht auf die Unterzeichnung weiterer Abkommen mit Abgesandten anderer Länder zu, während ihnen von europäischer Seite häufig Schutz vor etwaigen Feinden oder Handelsprivilegien zugesagt wurden.

¹⁰⁰ Vgl. Oliver 1987: 11; Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 371.

¹⁰¹ Elena & Ordoñez 2000: 80.

¹⁰² Bárbulo 2005: 34.

In der zweiten Phase wurden auf der Basis dieser Verträge bilaterale Abkommen zwischen den europäischen Kolonialmächten ausgehandelt, in denen ohne jegliche Konsultation mit den Regierenden oder der Bevölkerung des jeweiligen betroffenen Gebiets Grenzen und Einflussphären festgelegt wurden.

In der dritten und letzten Phase erfolgte die europäische Eroberung und Besitzergreifung, oft euphemistisch als „Befriedung“ bzw. „pacification“ bezeichnet.¹⁰³

Spanien, ein „kolonialpolitischer Zwerg“¹⁰⁴ im „Scramble for Africa“, folgte in der Westsahara genau diesem Handlungsmuster.

Emilio Bonelli gelang es am 28. November 1884, einen Vertrag mit einem Scheich der Ulad Bu Sbaa, einem in der Region lebenden Stamm mit relativ hohem Prestige, abzuschließen. Auf der Basis dieses Vertrags verständigte Spanien Ende Dezember 1884 die anderen europäischen Mächte über seine Rechte auf das Gebiet zwischen Kap Bojador und Kap Blanc. Auf der Berliner Afrika-Konferenz, die vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 stattfand, wurden diese von Spanien erhobenen Ansprüche anerkannt.

In den folgenden zwei Jahren wurden noch drei weitere Verträge zwischen Spaniern und Sahrawis abgeschlossen.

Die zweite Phase – in diesem Fall Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich – konnte nun beginnen. Im Abkommen von Paris 1900, im Franco-Spanischen Abkommen von 1904 und in der Franco-Spanischen Konvention von 1912 einigten sich die beiden Staaten auf die Grenzen zwischen ihren jeweiligen Einflussbereichen und auf eine Koordinierung ihrer kolonialen Expansionsstrategien.¹⁰⁵

Die dritte Phase, die Eroberung der zukünftigen Kolonie, verlief in der Westsahara äußerst langsam.

¹⁰³ Boahen 1989: 33-34.

¹⁰⁴ Reinhard 1996: 264.

¹⁰⁵ Moradiellos 2000: 118.

Zu Beginn beschränkte sich die spanische Präsenz auf die Errichtung eines Stützpunkts auf der Halbinsel Río de Oro an der Atlantikküste.¹⁰⁶ Nach Angriffen saharawischer Stämme auf diesen Stützpunkt wurden dort Soldaten stationiert, die relativ erfolglos versuchten, spanische Aktivitäten in dem Gebiet zu sichern und zu fördern. Bis 1920 wurden nur zwei weitere Stützpunkte entlang der Küste erbaut. Erst im Jahr 1934, 50 Jahre nach Etablierung des Protektorats, konnte mit französischer Hilfe die spanische Präsenz ins Innere des Landes ausgeweitet werden.

Die Verträge aus saharawischer Sicht

Was bewegte die Sahrawis dazu, Verträge mit den spanischen Abgesandten abzuschließen? Mehrere Gründe lassen sich dafür finden:

Der Transsahara-Handel, der in der Region seit Jahrhunderten eine wichtige Einkommensquelle darstellte, war im Laufe des 19. Jahrhunderts stark zurückgegangen.

Einerseits gab es durch das Verbot des Sklavenhandels und eine Änderung der Mode in Europa (die Nachfrage nach Pfauenfedern sank zum Beispiel sehr stark) weniger Güter, die über diesen Weg nach Europa verkauft werden konnten.

Andererseits gewannen andere Handelsrouten, immer weiter von der späteren Spanischen Sahara entfernt, an Bedeutung. Frankreich gelang es gegen Ende des 19. Jahrhunderts, einen bedeutenden Teil des Handels weiter südlich, in Saint Louis du Sénégal, abzuschöpfen.

Im Norden begann der marokkanische Sultan Mulay Mohammed b. Abdallah bereits Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Ausbau des Hafens in Mogador (dem heutigen Essaouira). Dieser Hafen zog bald einen Großteil des an die Atlantikküste gerichteten

¹⁰⁶ Río de Oro ist sowohl der Name dieser kleinen Halbinsel an der Atlantikküste der Westsahara, als auch der Name der Niederlassung, die dort von den Spaniern erbaut wurde (die danach in Villa Cisneros und später in Dakhla umbenannt wurde), ebenso wie die Bezeichnung für die südlichere der beiden Provinzen, aus denen sich die Spanische Sahara zusammensetzte.

Handels an, der weiter südlich – und günstiger für die Sahrawis – gelegene Hafen Agadir verfiel.¹⁰⁷

Zudem erschwerte die zunehmende Präsenz europäischer Mächte den freien Warenfluss ebenso wie den Personenverkehr.

Die in den Verträgen vorgesehene Etablierung neuer Handelsbeziehungen stellte in dieser Situation eine sehr interessante Möglichkeit zur Verbesserung der lokalen Einkommenssituation dar.

Aufgrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten kam es zudem vermehrt zu Spannungen zwischen tribalen Gruppen in der Region. Von der Unterzeichnung eines Abkommens erwarteten sich manche europäische Unterstützung gegen den jeweiligen gegnerischen Stamm oder zumindest die Sicherung einer zuverlässigen Quelle für den Kauf von Waffen.

Auch der fortschreitende Vormarsch Frankreichs in der Region führte zu Besorgnis unter den Sahrawis. Portillo Pasqual del Riquelme zufolge hofften die Sahrawis, durch eine Allianz mit Spanien – einer relativ kleinen und schwachen Kolonialmacht – der invasiveren Kolonisierung durch Frankreich zu entgehen.¹⁰⁸

Von der Unterzeichnung der Verträge mit den Spaniern erwartete sich die lokale Bevölkerung also einerseits Schutz vor einer Kolonisierung durch Frankreich, andererseits eine Etablierung bzw. Intensivierung von Handelsbeziehungen und den Bau eines Hafens zum Verkauf ihre Produkte ohne lange Transportwege. Manche erhofften sich auch Unterstützung im Kampf gegen etwaige Gegner.

In den auf die Erklärung des Protektorats folgenden Jahren beschäftigte sich die spanische Regierung jedoch kaum mit der Region. Auf französischen Druck hin verzichtete Spanien auf den Abschluss weiterer Verträge und die wenigen

¹⁰⁷ Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 288.

¹⁰⁸ Ebd., 532.

Handelsbeziehungen, die neu etabliert wurden, beruhten meist auf der Initiative von Privatpersonen.¹⁰⁹

Auf die Gründe für das spanische Interesse an der Westsahara soll im Folgenden kurz eingegangen werden.

Wirtschaftliches Interesse

Das Meer vor der Küste der Westsahara gehört laut Peek zu den besten Fischereigründen der Welt.¹¹⁰

Fischer von den kanarischen Inseln waren schon seit langem im Meer vor der Küste der Westsahara tätig. Oft legten sie auch an Land an, um den gefangenen Fisch dort zu verarbeiten. Eine spanische Kontrolle dieser Küste würde nach Meinung der Fischer größere Sicherheit für ihre Unternehmungen und die Möglichkeit zum Bau von permanenten Fischereiniederlassungen bringen.

Auch die Aussicht auf die Etablierung einträglicher Handelsbeziehungen wurde in spanischen *Africanista*-Kreisen immer wieder diskutiert. Man hoffte, einen Teil des im Landesinneren stattfindenden Handels an die Küste anziehen zu können und spanische Waren (insbesondere Textilien) gegen Produkte wie zum Beispiel Gummiarabikum eintauschen zu können.

Die reichen Phosphatvorkommen in der Westsahara wurden erst in den späten 1940er Jahren entdeckt und führten in der Folge zu einer Intensivierung der kolonialen Kontrolle, waren aber Ende des 19. Jahrhunderts noch kein Faktor für das spanische Interesse.

¹⁰⁹ Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 462.

¹¹⁰ Peek 2004: 506.

Geostrategische Gründe

Geostrategische Gründe spielen eine äußerst wichtige Rolle in den spanischen Überlegungen zur Vorgehensweise in der Westsahara.

In den Jahren vor der Berliner Afrika-Konferenz zeigten Großbritannien, Frankreich, Deutschland und sogar Belgien Interesse an der Atlantikküste der Westsahara.

In Spanien befürchtete man nun, dass eine andere europäische Macht in der Region Fuß fassen könnte. Von dort aus wäre sie imstande, die nahegelegenen Kanarischen Inseln anzugreifen, oder in den Norden vorzudringen und so sowohl die südliche Einfahrt ins Mittelmeer zu kontrollieren, als auch – aufgrund der Nähe – eine direkte Gefahr für das spanische Festland darzustellen.¹¹¹

Zusätzlich bot sich die Atlantikküste in dieser Region für den Bau eines Hafens an, an dem Schiffe auf dem Weg vom „Mutterland“ zu der spanischen Kolonie Äquatorialguinea Zwischenhalte einlegen können würden.

Weitere Gründe

Wie bereits in den vorangehenden Kapiteln aufgezeigt wurde, war das Spanien des 19. Jahrhunderts vor allem durch Instabilität, langsame Industrialisierung sowie interne und externe Konflikte geprägt.

Nach und nach hatte Spanien fast alle Komponenten des einst größten Imperiums der Welt verloren und sah sich nun mit der Situation konfrontiert, eine relativ unbedeutende Rolle im „Concert of Europe“ einzunehmen.

In Afrika sahen nun Teile Spaniens – vor allem ranghohe Militärangehörige – die Möglichkeit, das verlorene Prestige und den Status als Großmacht wiederherzustellen.

¹¹¹ Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 373-374.

5. Westsahara

Dieses Kapitel erscheint der Autorin von Bedeutung, um ein Basiswissen über die Westsahara bereitzustellen, auf Grundlage dessen die Artikel der Revista de Geografia Comercial beurteilt werden können. Problematisch ist daran, dass auch dieses Kapitel nicht das „wahre“ Leben der Bevölkerung des spanischen Protektorats zu Ende des 19. Jahrhunderts darstellen kann, sondern selbst nur eine „Repräsentation“ der dort lebenden Menschen ist, basierend auf Quellen, die auch kein „wirklichkeitsgetreues“ Abbild der Sahrawis bieten.

Im Bewusstsein dieser Schwierigkeit wurde eine kritische Auseinandersetzung mit den Quellen unternommen und die enthaltenen Informationen, Wertungen und Deutungen prüfend gegeneinander abgewogen.

Das nun folgende Kapitel ist daher eine reflektierte Annäherung an die historische Wirklichkeit, beansprucht aber keinesfalls, die „Realität“ abzubilden.

5.1. Geschichtliche Entwicklung

Allgemeines und Frühgeschichte

Das Gebiet der ehemaligen Spanischen Sahara erstreckt sich über 252 120 km² entlang der Atlantikküste der Sahara im Nordwesten Afrikas¹¹² und gliedert sich in die Regionen Saguia al Hamra im Norden und Río de Oro im Süden. Mit 0,6 EinwohnerInnen pro km² ist die Westsahara das am dünnsten besiedelte Gebiet der arabischen Welt.¹¹³

¹¹² Diese Flächenangabe stammt aus der Cambridge Encyclopedia of the Middle East and North Africa (Joffe 1988: 451), anderen Quellen zufolge umfasst das Gebiet 266 000 km² (siehe zum Beispiel Bliss 2004: 693).

¹¹³ Barthel & Stock 1994: 766.

Seit 1975 ist der Status des Gebiets umstritten – für Marokko ist die Westsahara Teil des eigenen Staatsgebiets, die Polisario¹¹⁴ hingegen vertritt die Meinung, dass das Gebiet unrechtmäßig von Marokko besetzt ist.

Ein geschichtlicher Überblick kann sich aber nicht auf diesen schmalen Küstenstreifen beschränken. Die westliche Sahara war im Laufe der Geschichte stets ein Gebiet in Bewegung, das zutiefst durch kulturellen und wirtschaftlichen Austausch, soziale Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Regionen und Migrationsbewegungen geprägt wurde. Erst durch die Grenzziehungen des 19. und 20. Jahrhunderts wurden die bis dahin freien Wanderungen der Bevölkerung der westlichen Sahara eingeschränkt. Im Folgenden wird daher kurz die geschichtliche Entwicklung des Großraums „westliche Sahara“ beschrieben und nur in Einzelfällen konkret auf das Territorium der späteren Spanischen Sahara verwiesen.

Die Landschaft der westlichen Sahara ist weitgehend durch Geröll- und Sandwüsten geprägt. Die dürftige Vegetation besteht vor allem aus Dornbüschen, Gräsern und Akazien. Ackerbau ist nur in sehr geringem Ausmaß an der Küste, um Flüsse, sowie in den Oasen möglich.

Vor mehreren tausend Jahren war die Sahara jedoch eine fruchtbare Region mit üppigem Pflanzenwachstum, Flüssen, Seen und einer äußerst artenreichen Tierwelt. In der westlichen Sahara lebten die Menschen vor allem von der Jagd und vom Fischfang, und betrieben zudem Sammelwirtschaft.

Aufgrund der zunehmenden Trockenheit des Gebiets und der damit verbundenen Verringerung des Jagdwilds gewann die Viehzucht, insbesondere die Haltung von Rindern, an Bedeutung.¹¹⁵

Von dieser Zeit weiß man heute noch sehr wenig, aber man nimmt an, dass die westliche Sahara damals von dunkelhäutigen ViehzüchterInnen, „Bafour“¹¹⁶ bzw.

¹¹⁴ Frente Popular para la Liberación de Saguía el Hamra y Río de Oro.

¹¹⁵ Seiwert 1988: 13.

¹¹⁶ Rössel 1991: 30.

„Bafot“¹¹⁷ genannt, bewohnt war. Im Zuge des Vordringens von Berberstämmen aus dem Nordwesten Afrikas wurden die „Bafour“ bzw. „Bafot“ assimiliert oder verdrängt.

Die fortschreitende Desertifikation zwang im Laufe der Zeit aber auch die von der Rinderzucht lebenden BerberInnen, in fruchtbarere Regionen im Norden oder Süden abzuwandern oder ihre Wirtschaftsform zu ändern. Das Gebiet wurde nun von KamelnomadInnen bevölkert.¹¹⁸

Exkurs: Die Berber

Die Berber Nordafrikas sind keine homogene Gemeinschaft, sondern setzen sich aus mehreren großen Gruppen zusammen, die jeweils eine Berbersprache sprechen. Berbersprachen gehören zur afroasiatischen Sprachfamilie¹¹⁹ und unterscheiden sich voneinander hauptsächlich im Hinblick auf das Lautsystem, während sich die Grammatik und das Vokabular der verschiedenen Sprachen sehr ähnlich sind.¹²⁰

Man nimmt an, dass der Name „Berber“ auf das griechisch-lateinischen Worte *barbarus*¹²¹ zurückgeht, das „fremd“ oder „unzivilisiert“ bedeutete¹²² und unter anderem zur Benennung der Bevölkerung Nordafrikas – Gruppen wie die Gätuler, Numider, Nasamonen, Libyer, Garamanten und Mauren – verwendet wurde. Heute hat die Bezeichnung „Berber“ allerdings keine abwertende Konnotation mehr.¹²³

Die Berber selbst verwendeten meist nur Familien- oder Stammesnamen.¹²⁴ Als kollektive Eigenbezeichnung wird heute meist *Imaziġen* (Singular *Amaziġ*) – „freie Menschen“ angeführt, ursprünglich wurde diese Bezeichnung allerdings nicht von allen Berbergruppen verwendet.¹²⁵

¹¹⁷ Mercer 1975: 65.

¹¹⁸ Seiwert 1988: 7.

¹¹⁹ Von Yakan noch als hamito-semitische Sprachfamilie bezeichnet. Yakan 1999: 236.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Bzw. *barbaroi* (griechisch) und *barbari* (lateinisch).

¹²² Schubarth-Engelschall 1967: 37.

¹²³ Hart 2000: 24.

¹²⁴ Rössel 1991: 31.

¹²⁵ Vgl. Hart 2000: 24.

Über die Ethnogenese der Berber gab es bereits im Mittelalter hitzige Meinungsverschiedenheiten unter arabischen Gelehrten. Ein oft zitiertes Modell, dessen Gültigkeit jedoch umstritten ist, stammt von Ibn Ḥaldūn. Er unterteilte die Berber in zwei große Gruppen: Beranes- und Madġis- (auch Botr genannt) Berber.

Die Beranes-Berber werden oft nach ihrem bedeutendsten Unterstamm Ṣanhāġa-Berber genannt, während die Botr-Berber, ebenfalls nach einem einflussreichen Substamm, oft als Zanāta bezeichnet werden.

Die Beranes- bzw. Ṣanhāġa-Berber lebten Ibn Ḥaldūn zufolge eher vom Bodenbau, während die Botr- bzw. Zanāta-Berber als viehzüchtende Nomaden tätig waren.¹²⁶

Diese Unterteilung ist allerdings nur in der Theorie so eindeutig und klar, in der Praxis kam es immer wieder zur Änderung der Wirtschaftsform einzelner Gruppen oder ganzer Stämme aufgrund von Migration, wirtschaftlichen Schwierigkeiten oder Konflikten.

Die Ṣanhāġa-Berber lebten anfangs vor allem im Gebiet der heutigen Westsahara und Mauretaniens.¹²⁷ Im Zuge des arabischen Vordringens in diese Region kam es dann aber zu großen Wanderungsbewegungen – unter anderem wanderten viele Ṣanhāġa in nördlichere Gebiete.

Nach der Islamisierung und Arabisierung Nordafrikas galt es als prestigeträchtiger, arabischer Abstammung zu sein. Viele Berberstämme arabisierten daher ihren Stammesnamen und ihre Genealogien. Dessen ungeachtet hat sich jedoch bis heute in der westlichen Sahara vieles erhalten, das auf Berber-Traditionen und Bräuche zurückgeht.¹²⁸

Islamisierung und Arabisierung

Wie bereits angedeutet, führte die Arabisierung und Islamisierung Nordafrikas zu grundlegenden Veränderungen in der Bevölkerung und deren Lebensweise.

¹²⁶ Schubarth-Engelschall 1967: 38.

¹²⁷ Shoup 2006: 126.

¹²⁸ Hart 2000: 24. Es kam durchaus auch zur Inkorporation und Assimilation arabischer Gruppen in Berberstämme. Siehe Creyaufmüller 1983: 31.

Ausgehend von der arabischen Halbinsel bewegten sich arabische Beduinen im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dem Mittelmeer entlang nach Westen. Nordafrika war zu diesem Zeitpunkt vor allem von Berbern bewohnt, Teile des Gebiets – zumeist in Küstennähe – waren unter byzantinischer Kontrolle.

Einer der ersten Eroberer, ʿUqba b. Nāfi' al-Fihri, war zunächst sehr erfolgreich, im Jahr 63 A.H. (682-683 A.D.) wurde er allerdings von einer Armee unter der Führung von Kusayla, dem Oberhaupt der Awraba-Berber, vernichtend geschlagen.

Auch um al-Kāhina, Anführerin einer anderen Berbergruppe, scharte sich eine große Zahl von Kämpfern, die sich gegen die arabischen Eroberer zur Wehr setzten und ihnen mehrere empfindliche Niederlagen zufügten.

Der arabisch-muslimische Vormarsch wurde dadurch aber nur kurzzeitig zurückgedrängt. Im Jahr 91 A.H. (710 A.D.) war die arabische Position in Nordafrika bereits soweit gefestigt, dass ein muslimisches Heer – bestehend sowohl aus Arabern als auch aus Berbern – nach Spanien übersetzten konnte und dort den Grundstein für die rund 700 Jahre währende muslimische Herrschaft in großen Teilen der iberischen Halbinsel legte.

In Nordafrika beschränkte sich die arabische Kontrolle vorerst auf größere Städte und Militärlager,¹²⁹ der Islam hingegen breitete sich rasch in der gesamten Region aus.

Mitte des 11. Jahrhunderts entsandte der Fatimidenkalif al-Mustanşir zwei arabische Beduinenstämme, Banū Hilāl und Banū Suleim, von Ägypten aus Richtung Westen. Im Gefolge der Banū Hilāl befanden sich die Ma^cqil, von denen man annimmt, dass sie ursprünglich aus dem Jemen stammten. Die größte der drei Untergruppen der Ma^cqil, die Dūi Ḥassān, eroberten zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert unter anderem das Gebiet der heutigen Westsahara und unterwarfen die Berberstämme der Region. Der Dialekt der Dūi Ḥassān, ḥassāniya, wurde zur Lingua Franca der westlichen Sahara.

¹²⁹ Creyaufmüller 1983: 24.

Almoraviden und Almohaden

Der große Erfolg des Islams unter den Berbern Nordafrikas wird unter anderem am Beispiel der muslimischen Berberdynastien der Almoraviden und Almohaden deutlich.

Bereits Mitte des 11. Jahrhunderts bildete sich im Westen der Sahara eine islamische Reformbewegung, die Almoraviden, heraus. Das Ziel der streng asketisch lebenden Mitglieder der Bewegung war die moralische Erneuerung der Muslime durch eine Rückbesinnung auf den reinen „Ur-Islam“ und die Lehren der mālikitischen Rechtsschule.¹³⁰

Die militärisch äußerst erfolgreichen Almoraviden, deren Anhänger vor allem einem Unterstamm der Ṣanhāḡa-Berber entstammten, eroberten innerhalb weniger Jahre die westliche Sahara sowie das heutige Marokko.

Ende des 11. Jahrhunderts von den muslimischen Taifa-Fürsten der iberischen Halbinsel gegen die christliche Reconquista zu Hilfe gerufen, übernahmen die Almoraviden bald selbst die Herrschaft in Al-Andalus. Das Almoraviden-Reich erstreckte sich nun vom Fluss Senegal bis nach Spanien.¹³¹

Am Höhepunkt der Macht der Almoraviden formierte sich allerdings in Nordafrika eine neue Bewegung: die „militärisch-religiöse Bruderschaft der Almohaden“¹³², die die Almoraviden innerhalb weniger Jahrzehnte aus ihrer Machtposition verdrängen konnte. 1145 beendete ein Volksaufstand die almoravidische Herrschaft im muslimischen Spanien. Im gleichen Jahr wurde ihnen von den Almohaden auch in Nordafrika eine entscheidende Niederlage zugefügt.

Die Almohaden, deren Gründer Ibn Tūmart aus dem Sūs (Südmarokko) stammte, hatten ihren Rückhalt bei den sesshaften Maṣmūda-Berbern, laut Ibn Ḥaldūn so wie die Ṣanhāḡa-Berber eine Untergruppe der Beranes-Berber.¹³³

Sie verfolgten das Ziel einer religiösen Erneuerung, richteten sich gegen eine starre Form der Religionsausübung und betonten den Vorrang von Koran und Sunna gegenüber den etablierten Rechtsschulen.

¹³⁰ Bossong 2007: 44.

¹³¹ Pazzanita 2006: 19.

¹³² Bossong 2007: 47.

¹³³ Schubarth-Engelschall 1967: 38.

Nach einer verheerenden Niederlage gegen eine christliche Streitmacht in der Schlacht von Las Navas de Tolosa 1212 zerbröckelte das Reich der Almohaden, ihr letzter Kalif starb 1269.¹³⁴

Exkurs: Die Mauren

Eine weitere Bezeichnung für die Bevölkerung des westlichen Nordafrikas – Mauren – geht auf die ehemalige römische Provinz Mauritania zurück, die sich aus Mauretania Tingitana (Nordmarokko) und Mauretania Caesariensis (Nordwestalgerien) zusammensetzte.¹³⁵

Auch die Mauren waren keine einheitliche Gruppe, die Bezeichnung war vielmehr ein stammes- und ethnizitätsübergreifender Begriff für die Bevölkerung des westlichen Nordafrikas. In der hispanisierten Form „moros“¹³⁶ wurde der Name auch für die ursprünglich aus Nordafrika und Arabien stammende Bevölkerung Spaniens und Portugals (Al-Andalus) verwendet.

Später wurden vor allem die nomadischen Bewohner der westlichen Sahara, die berberischer oder arabischer Abstammung waren und ḥassāniya sprachen, als Mauren bezeichnet. Man kann daher auch von den maurischen Stämmen der westlichen Sahara sprechen.

Interne Veränderungen und Kontakt mit dem „Westen“

Zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert kam es erneut zu großen Bevölkerungsumwälzungen in der westlichen Sahara. Die Stämme und Fraktionen, mit denen die Spanier Ende des 19. Jahrhunderts in Kontakt kamen, bildeten sich in ihrer Mehrzahl in diesem Zeitraum heraus, ebenso wie die Rangordnung, die den jeweiligen Stämmen in der Gesellschaft zugewiesen wurde.¹³⁷

¹³⁴ Bossong 2007: 50-51.

¹³⁵ Seiwert 1988: 7-8.

¹³⁶ Bzw. „mouros“ in Portugal.

¹³⁷ Creyaufmüller 1983: 31. Mehr dazu im nachfolgenden Kapitel.

Schwierige Bedingungen wie unberechenbare Sandbänke, magnetische Anomalien und starke Strömungen führten dazu, dass immer wieder Schiffe vor der Küste der Westsahara in Seenot gerieten. Die lokale Bevölkerung nahm christliche Schiffbrüchige meist gefangen und ließ sie erst gegen die Zahlung von Lösegeld wieder frei, muslimische Schiffbrüchige hingegen wurden in der Regel sehr gut aufgenommen. Es sind noch heute zahlreiche Dokumente erhalten, in denen europäische und US-amerikanische Überlebende von ihren Erlebnissen in der westlichen Sahara berichten.¹³⁸

Ab Anfang des 19. Jahrhunderts wurden immer häufiger wissenschaftliche Forschungsreisen in die Region durchgeführt – viele davon hatten zum Ziel, Erkundungen im Hinblick auf eine mögliche Kolonialisierung anzustellen.¹³⁹

Die lokale Bevölkerung war sich der fortschreitenden Expansion europäischer Mächte auf dem afrikanischen Kontinent bewusst. Die wichtigste Figur im antikolonialen Widerstand des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts in der Westsahara war der religiöse Gelehrte und politische Führer Scheich Mā' al-^cAynīn. Der um 1830 im Südosten Mauretaniens als Sohn eines bedeutenden Marabouts geborene Mā' al-^cAynīn

¹³⁸ Einige Beispiele für solche Berichte:

Adams, Robert (1817) : *The Narrative of Robert Adams, An American Sailor, Who Was Wrecked on the Western Coast of Africa, in the Year 1810, Was Detained Three Years in Slavery by the Arabs of the Great Desert, and Resided Several Months in the City of Tombuctoo*. Herausgegeben von S. Cock und Joseph Dupuis. Boston: Wells and Lilly.

Brisson, Pierre-Raymond de (1789) : *Histoire du Naufrage et de la Captivité de M. de Brisson*. Genève: Chez Barde, Manget & Compagnie.

Cochelet, Charles (1821): *Naufrage du brick français La Sophie, perdu, le 30 Mai 1819, sur la côte occidentale d'Afrique, et captivité d'une partie des naufragés dans le désert de Sahara; avec de nouveaux renseignements sur la ville de Timectou*. 2 Bände. Paris: Librairie Universelle de P. Mongie Aîné.

Follie, Adrien-Jacques (1795) : *Mémoire d'un Français qui sort de l'esclavage, par M. Follie, officier d'administration dans les colonies*. Amsterdam [u.a.]: Laporte.

Riley, James (1817) : *Loss of the American Brig Commerce, Wrecked on the Western Coast of Africa, in the Month of August, 1815. With an Account of Tombuctoo, and of the Hitherto Undiscovered Great City of Wassanah*. London: John Murray.

¹³⁹ Seiwert 1988: 146.

erwarb sich auf seinen Reisen eine ständig wachsende Anerkennung als Islamgelehrter, Mediator und Wunderheiler.

Um 1884 gründete er die Stadt Smara in der Saguia al Hamra, die einzige Stadt der späteren Spanischen Sahara vor der Kolonialisierung.

Er unterhielt sehr gute Beziehungen zu den Monarchen der marokkanischen [°]Alawī-Dynastie, die ihm Waffen und sonstige Unterstützung zukommen ließen, und einige seiner Anhänger nahmen hohe Positionen am Sultanshof ein.

Ab der Mitte der 1880er Jahre wurde er vom marokkanischen Sultan Hassan als dessen Bevollmächtigter für das Gebiet zwischen Tarfaya und Dakhla (ein Großteil des Gebiets der späteren Spanischen Sahara) anerkannt.

1904 rief Mā' al-[°]Aynīn zu einem *ġihād* gegen die Franzosen auf. Man nimmt auch an, dass er hinter Angriffen auf spanische Stützpunkte an der Küste stand.

Der Vormarsch der Franzosen zwang Mā' al-[°]Aynīn und seine Familie 1909 Smara zu verlassen. Er starb 1910 in Tiznit, aber einige seiner Söhne, vor allem Ahmad al-Hiba, Merebbi Rebbu und Mohammed Laghdaf,¹⁴⁰ waren weiterhin im antikolonialen Widerstand aktiv.¹⁴¹

Mā' al-[°]Aynīn hinterließ 68 Kinder, darunter 33 Söhne, die den Stamm der Ahel Šayḥ Mā' al-[°]Aynīn, einen hoch angesehenen Stamm in der Westsahara, begründeten.

¹⁴⁰ Pazzanita 2006: 5.

¹⁴¹ Creyaufmüller 1983: 46; McLaughlin 2005: 869-870.

5.2. Gesellschaftliche Organisation

Exkurs: Der Begriff Stamm

Der Begriff „Stamm“ ist insbesondere während der 1960er und 1970er Jahre stark kritisiert worden und findet heute in der Anthropologie nur noch selten Verwendung.

Die Kritik wendete sich vor allem gegen die mit dem Begriff verbundenen impliziten Assoziationen von Archaismus und Primitivität sowie die mangelnde Präzision des Terminus.

Wie Kraus (2004) aufgezeigt hat, ist die Verwendung des Begriffs „Stamm“ im Kontext des Nahen Ostens und Nordafrikas jedoch durchaus gerechtfertigt, muss allerdings mehreren Anforderungen genügen:

Die Anwendung muss sich auf soziale Gruppen beschränken, die selbst bestimmte Kriterien der gemeinsamen Identität etabliert haben, mithilfe derer sie sich gegenüber anderen Gruppierungen abgrenzen. Dabei muss man im Auge behalten, dass diese Gruppen keine isolierten, statischen Einheiten sind, sondern mit anderen Formen politischer Organisation interagieren und in ihrem jeweiligen regionalen und historischen Kontext betrachtet werden müssen. Sowohl politischen als auch kulturellen Elementen tribaler Identität muss Aufmerksamkeit geschenkt werden. Keinesfalls dürfen Stammesgesellschaften in evolutionistischer Manier als frühe Stufe in der Entwicklung gesellschaftlicher Organisationsformen gesehen werden.¹⁴²

In dieser Arbeit wird der Begriff „Stamm“ als Übersetzung des auch von Caro Baroja verwendeten arabischen Begriffs „*qabīla*“ verwendet.

Eine mögliche „kontextbezogene Mehrdeutigkeit“¹⁴³ des Begriffs sehe ich nicht als problematisch, da hier nur ein kurzer Überblick über die Lebensweise der Bevölkerung auf dem Gebiet der späteren Spanischen Sahara gegeben werden soll. Keinesfalls wird

¹⁴² Kraus 2004: 47.

¹⁴³ Ebd., 58.

eine eingehende Analyse der Stammesstrukturen angestrebt, da das Hauptaugenmerk der Arbeit auf andere Bereiche gerichtet ist.

Stämme und Stammeszugehörigkeit

Die größte soziale Einheit in der Westsahara war die *qabīla*, der Stamm.¹⁴⁴

Die orale Tradition postuliert die Existenz eines gemeinsamen Vorfahren, von dem die Stammesmitglieder in väterlicher Linie abstammen, und dessen Söhne die verschiedenen Zweige des Stammes – oft Fraktionen oder *afāḥaz* (Singular *fahaz*) genannt¹⁴⁵ – begründet hätten.

In der Realität traf dies jedoch nicht immer zu. Manchmal kam es zum Zusammenschluss unterschiedlicher Gruppen zu einem Stamm¹⁴⁶ oder zum Eintritt Außenstehender in einen bestehenden Stammesverband – Stammesgrenzen waren also nicht statisch oder undurchlässig.

Die Eingliederung in eine tribale Gruppe – *ʿaṣaba* genannt – konnte zum Beispiel erfolgen, wenn jemand aus dem Stamm, dem er aufgrund seiner Geburt angehörte, ausgeschlossen wurde, oder wenn eine Gruppe aufgrund kriegerischer Konflikte oder wirtschaftlicher Schwierigkeiten so dezimiert wurde, dass sie alleine nicht mehr überlebensfähig war. Nicht alle Stämme der Westsahara ließen *ʿaṣaba* in dem gleichen Ausmaß zu. Von den Erguibat, die im 20. Jahrhundert zu den einflussreichsten Stämmen der Westsahara gehörten, sagte man, dass von zehn Stammesmitgliedern nur eines von dem Ahnherren Sid Ahmed Ergeibi abstammen würde, während die Ait Lahsen, ein Stamm aus dem Norden des Gebiets, die *ʿaṣaba* nur in sehr geringem Umfang zugelassen hätten.¹⁴⁷

Die Zugehörigkeit zu einem Stamm beruhte in der Praxis also nicht zwingend auf patrilinearer Deszendenz, in ideologischer Hinsicht war dieses Konzept jedoch zentral

¹⁴⁴ Caro Baroja 1955: 14.

¹⁴⁵ Ebd.

¹⁴⁶ Merner 1937: 31.

¹⁴⁷ Caro Baroja 1955: 18-23.

für die Konstituierung der tribalen Identität. Dies zeigt sich gerade auch durch die *ʿaṣaba*, mit der Zusammengehörigkeit und agnatische Solidarität konstruiert wurden.

Die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung

Innerhalb jeder *qabīla* gab es gewohnheitsrechtliche Regelungen (*ʿorf*), die schriftlich oder mündlich überliefert wurden und sowohl allgemeine Vorschriften als auch konkrete Bestimmungen für strafrechtliche Belange (Sanktion von Delikten wie Mord, Diebstahl, o.ä.) umfassten.¹⁴⁸ Kleinere Stämme orientierten sich am Gewohnheitsrecht größerer Gruppen.¹⁴⁹

Das Gewohnheitsrecht wurde von einer Ratsversammlung, der *ǧemāʿa*,¹⁵⁰ angewendet und konnte von dieser auch modifiziert werden.

Die *ǧemāʿa* war die Versammlung der angesehensten Männer eines Stammes oder einer Fraktion und übte judikative und legislative Funktionen aus. Die Mitglieder der *ǧemāʿa* wurden aufgrund ihres Muts, ihrer Großzügigkeit, ihres Reichtums, ihrer Redegewandtheit oder ihrer Bildung für ihre Position ausgewählt.¹⁵¹

Einerseits war die *ǧemāʿa* eine sehr demokratische Institution, in der alle Mitglieder das gleiche Mitspracherecht hatten und deren Urteile auf kollektiver Entscheidungsfindung beruhten, andererseits waren ganze Personengruppen (junge Männer, Frauen und Sklaven) von den Verhandlungen der *ǧemāʿa* ausgeschlossen.¹⁵²

Zu bestimmten Anlässen (etwa wenn die Mediation der *ǧemāʿa* in Streitfällen oder nach Straftaten erbeten wurde) versammelten sich die Mitglieder der *ǧemāʿa* und beratschlagten über die beste Vorgehensweise bzw. über Sanktionen für die schuldigen Personen.

¹⁴⁸ Zur Koexistenz von Gewohnheitsrecht und islamischem Recht am Beispiel der Ayt Ḥdiddu in Marokko siehe Kraus 2004: 256-269.

¹⁴⁹ Caro Baroja 1955: 43; Pazzanita 2006: 306.

¹⁵⁰ Oft Djemaa oder Yemaʿa geschrieben.

¹⁵¹ Gaudio 1952: 58; Caro Baroja 1955: 23.

¹⁵² Pazzanita 2006: 97.

Die Entscheidungen der *ġemā^ca* waren für die Stammes- oder Fraktionsangehörigen bindend, die Nichtbeachtung eines Urteils konnte den Ausschluss aus dem Stamm oder der Fraktion zur Folge haben.¹⁵³

Betraff ein Vorfall oder eine Straftat zwei Stämme oder Fraktionen, so beratschlagten die Ratsversammlungen beider Gruppen, bis sie zu einem gemeinsamen Urteil kamen. Konnte man sich nicht einigen, rief man häufig eine Person mit besonderer religiöser Autorität, die zwischen den beiden Parteien vermitteln konnte, zu Hilfe.¹⁵⁴

Die Mitglieder der *ġemā^ca* wählten zudem aus ihrer Mitte das Oberhaupt des Stammes oder der Fraktion.¹⁵⁵ Dieses Oberhaupt, der *šayḥ*, verfügte aber eher über symbolische als über tatsächliche Privilegien und konnte seine Position nicht an seine Nachkommen vererben.¹⁵⁶

Ein der *ġemā^ca* übergeordneter Organismus war der „Rat der 40“, Ait Arba^cīn, der meist nur in Kriegszeiten oder zur Vorbereitung von Raubzügen einberufen wurde.¹⁵⁷

Idealerweise gehörten den Ait Arba^cīn 40 angesehene Persönlichkeiten an, in Ausnahmefällen konnte die Zahl aber zwischen 15 und 60 Mitgliedern schwanken.¹⁵⁸

Portillo Pasqual del Riquelme (1991) zufolge fungierten die Ait Arba^cīn auch als „Berufungsgericht“ bzw. als nächste Instanz über der *ġemā^ca*. Ihm zufolge konnte jemand, der mit einer Entscheidung der *ġemā^ca* nicht zufrieden war, sich mit seiner Beschwerde an die Ait Arba^cīn wenden.¹⁵⁹

Man nimmt an, dass der „Rat der 40“ eine Institution berberischen Ursprungs war, die noch aus vorislamischer Zeit stammte.¹⁶⁰

¹⁵³ Caro Baroja 1955: 24. Portillo Pasqual del Riquelme (1991) spricht allerdings auch von einer Möglichkeit, gegen die Entscheidung der *ġemā^ca* Beschwerde einzulegen, dazu weiter unten.

¹⁵⁴ Gaudio 1952: 58.

¹⁵⁵ Ebd. Andere Autoren (Caro Baroja, Pazzanita) erwähnen allerdings nichts davon, dass die Mitglieder der *ġemā^ca* dieses Oberhaupt wählen würden.

¹⁵⁶ Caro Baroja (1995: 24) unterscheidet zwischen zwei Arten von *mašāyih* (Scheichen): Dem hier erwähnten tribalen Oberhaupt mit säkularer Autorität und Personen, die aufgrund ihres religiösen Ansehens *šayḥ* genannt wurden und oft religiösen Bruderschaften vorstanden.

¹⁵⁷ Pazzanita 2006: 13.

¹⁵⁸ Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 199. Montagne hingegen sagt, dass äußerst selten die namensgebende Mitgliederzahl von 40 erreicht wurde. Montagne 1973: 47.

¹⁵⁹ Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 199.

¹⁶⁰ Pazzanita 2006: 13. Die Tatsache, dass der Ait Arba^cīn auch in anderen Regionen mit einer großen Berberbevölkerung existieren, würde diese Ansicht bestätigen. Zur Institution des Ait Arba^cīn im Hohen Atlas siehe zum Beispiel Montagne (1973 [1931]).

Egalität und Hierarchie

Einrichtungen wie die *ġemāʿa* oder der Ait Arba⁶in könnten den Eindruck erwecken, es mit einer völlig egalitär organisierten Gesellschaft zu tun zu haben.

Wie Kraus (2004) aufgezeigt hat, ist es aber wenig zielführend, Stammesgesellschaften in ihrer Gesamtheit als egalitär oder hierarchisch zu bezeichnen.¹⁶¹

In der gesellschaftlichen Organisation der Westsahara im 19. und 20. Jahrhundert lassen sich sowohl egalitäre als auch hierarchische Aspekte finden.

Innerhalb der Stämme herrschten relativ egalitäre Beziehungen, obwohl Statusunterschiede zwischen Frauen und Männern sowie zwischen jüngeren und älteren Menschen bestanden. Zwischen Stämmen unterschiedlicher Statuskategorien und zwischen Stammesmitgliedern und stammesfremden Personen herrschte allerdings eine klare Hierarchie, die unter anderem in Tributzahlungen und Heiratsregeln sichtbar wurde.

Scheich Mohammed el Mamun¹⁶², ein aufgrund seines umfangreichen Wissens sehr angesehener Mann in der Spanischen Sahara, erzählte dem spanischen Anthropologen Julio Caro Baroja im Jahr 1952, dass sich die Stämme der Westsahara seit dem Jahr 450 der Hġra (1058 A.D.) in drei hierarchisch geordnete Gruppen unterteilen würden:

- 1) Die politisch dominanten „Leute des Gewehres“, die arabischer Abstammung seien (die sogenannten *Hassān*-Stämme),
- 2) die „Leute des Buches“, die sich der Religion und der Erweiterung des Wissens widmen und die gemischt arabisch-berberischer Abstammung seien (auch *Zawāyā* oder *Zuaia* genannt), und
- 3) tributpflichtige Stämme (*Eznāga* oder *Znaga*), die fast zur Gänze berberische Vorfahren hätten.

¹⁶¹ Kraus 2004: 111-113.

¹⁶² Schreibweise des Namens nach Caro Baroja 1955: 25.

Es ist fraglich, inwieweit sich nach Jahrhunderten des Zusammenlebens die Stämme noch so eindeutig arabischen oder berberischen Vorfahren zuordnen lassen,¹⁶³ zudem erweckt diese Unterteilung den irreführenden Eindruck klarer, unveränderlicher Abgrenzungen, aber von diesen Vorbehalten abgesehen existierten diese Statuskategorien tatsächlich in der Westsahara.¹⁶⁴

Innerhalb dieser Ordnung konnten Stämme auf- oder absteigen. Die Ulad Tidrarin zum Beispiel waren Caro Baroja zufolge im 18. Jahrhundert von „Leuten des Buches“ zu Tributpflichtigen der Ulad Delim, einem Kriegerstamm, abgestiegen.¹⁶⁵ Tributpflichtige Stämme lebten von der Viehwirtschaft oder von der Fischerei¹⁶⁶ und durften keine Waffen tragen. Die Erguibat hingegen, bis an den Beginn des 19. Jahrhunderts „Leute des Buches“, gehörten zu Ende dieses Jahrhunderts bereits zu den einflussreichsten Kriegerstämmen der Wüste.¹⁶⁷

Eine Sonderstellung über den Stammesmitgliedern nahmen die *šorfā*¹⁶⁸ ein, die ihre Abstammung auf den Propheten Muhammad zurückführten. Angesehene Persönlichkeiten mit dieser Genealogie verfügten über eine hohe moralische Autorität und wurden oft als Heilige angesehen und verehrt. Gemeinsam mit ihren Familien lebten sie etwas abgetrennt von der restlichen Gesellschaft und waren vor allem als Vermittler in Konflikten tätig.¹⁶⁹

¹⁶³ Man kann davon ausgehen, dass die Berufung auf unterschiedliche Vorfahren weniger einer historischen Realität entsprach, als vielmehr einen gewichtigen Legitimationsgrund für Statusunterschiede zwischen Stämmen darstellte.

¹⁶⁴ Vgl. zum Beispiel Portillo Pasqual del Riquelme 1991: 123 oder Kraus 2004: 128-129.

¹⁶⁵ Caro Baroja 1955: 136.

¹⁶⁶ Manchen Autoren zufolge haben die Fischer eine niedrigere Position außerhalb des Stammesverbands inne (z.B. Creyaufmüller 1983: 59), Caro Baroja zählt sie allerdings noch zu den Tributpflichtigen.

¹⁶⁷ Caro Baroja 1955: 348.

¹⁶⁸ In Tamaziġt werden die diese heiligen Männer auch als *igurramen* (Singular *agurram*) bezeichnet. Schreibweise nach Hart 2000: 25.

¹⁶⁹ Ebd., 12.

Außerhalb der Stammesgesellschaft standen auch folgende Gruppen:

- 1) HandwerkerInnen
- 2) SängerInnen bzw. BardInnen
- 3) SklavInnen

Ad 1)

Meist wurden die Handwerker pauschal als Schmiede – *ma^cllemīn* (Singular *ma^cllem*) – bezeichnet,¹⁷⁰ obwohl sie mehrere Materialien verarbeiteten. Der Schmied selbst bearbeitete Metall und Holz, seine Frau hingegen war für das Leder (vom Gerben bis zum Endprodukt) sowie für Textil- und Flechtarbeiten zuständig.

Die HandwerkerInnen wurden einerseits sehr gering geschätzt, andererseits wurden sie gebraucht, da sie die meisten Gegenstände für den täglichen Gebrauch herstellten und zudem eine Vielzahl weiterer Tätigkeiten wie zum Beispiel das Anbringen von Nasenringen bei Kamelen, die Beschneidung der Knaben oder das Durchstechen von Ohrläppchen für Ohrringe ausübten. War kein Arzt in der Nähe, übernahm der Schmied auch tier- und humanmedizinische Aufgaben.¹⁷¹

HandwerkerInnen zahlten keinen Tribut und waren oft lose (in einem etwas abseits stehendem Zelt) an Stämme bzw. Fraktionen angegliedert.¹⁷²

Der niedrige Status der HandwerkerInnen lässt sich vielleicht teilweise durch die Verachtung vieler Formen von Lohnarbeit durch die Stammesmitglieder erklären.¹⁷³ HandwerkerInnen wurde zudem eine Vielzahl von okkulten Fähigkeiten zugeschrieben. Man nahm zum Beispiel an, dass ein Schmied Menschen mit einem Blick verbluten lassen könne.¹⁷⁴

¹⁷⁰ Creyaufmüller 1983: 64.

¹⁷¹ Ebd., 64-65.

¹⁷² Ebd., 65.

¹⁷³ Vgl. Kraus 2004: 234-238.

¹⁷⁴ Caro Baroja 1955: 45.

Verschiedene Überlieferungen hinsichtlich der Herkunft der Handwerker scheinen des weiteren dazu zu dienen, ihren geringen Status auf eine wenig prestigeträchtige Herkunft zurückzuführen.

Ad 2)

Die SängerInnen und BardInnen, *iggāwen* (Singular *iggīw*) bzw. in der Femininform *tiggīwāten* (Singular *tiggīwīt*) genannt, stammten meist aus dem Süden (Mauretanien) und zogen mit ihren Familien von Zeltlager zu Zeltlager.¹⁷⁵

Ihre Spottgesänge über geizige Gastgeber waren gefürchtet, deshalb wurden sie meist sehr gut gepflegt.¹⁷⁶

In der Westsahara, in der die Erzählkultur einen sehr hohen Stellenwert einnahm, wurden ihre Lieder, Gedichte und Heldenballaden hoch geschätzt.

Ad 3)

An unterster Stelle der sozialen Hierarchie befanden sich die Diener bzw. Sklaven – *‘abīd* genannt, eine weibliche Sklavin nannte man *hādem*.

Unter ihnen unterschied man zwischen *terbīya*, neu erworbenen SklavInnen, und *na‘ma*, jenen SklavInnen, die in die Familie geboren wurden und nicht verkauft wurden.¹⁷⁷

na‘ma wurden häufig freigelassen und konnten in manchen Fällen *‘aṣaba* mit ihrem früheren Eigentümer eingehen und so zum Teil von dessen Stamm werden.¹⁷⁸ Es gab auch die Möglichkeit, sich die eigene Freiheit zu erkaufen.

Eine eigene Gruppe dunkler Hautfarbe stellten die sogenannten *harāṭīn* dar. Ihr Name wird meist als „die Freigelassenen“ übersetzt, über ihre Herkunft ist aber sehr wenig bekannt. Sie waren unter anderem als BewirtschafterInnen von Oasen oder als WanderhirtInnen tätig.¹⁷⁹

¹⁷⁵ Creyaufmüller 1983: 59-60.

¹⁷⁶ Caro Baroja 1955: 47.

¹⁷⁷ Creyaufmüller verwendet die Bezeichnung „*‘abd tilād*“ anstatt von „*na‘ma*“. Creyaufmüller 1983: 57.

¹⁷⁸ Caro Baroja 1955: 48.

¹⁷⁹ Creyaufmüller 1983: S. 58.

5.3. Lebensweise

In der Spanischen Sahara lassen sich folgende Bevölkerungsmuster erkennen:

Die sesshafte Bevölkerung lebte vor allem im äußersten Norden der spanischen Einflusszone zwischen Sidi Ifni und dem Wadi Draa¹⁸⁰ gemeinsam mit Menschen, die eine halbnomadische Fernweidewirtschaft betrieben.

Zwischen dem Wadi Draa und dem südlicher gelegenen, meist trockenen Flussbett des Saguia el Hamra lebten Halbnomaden gemeinsam mit Vollnomaden. Südlich des Saguia el Hamra waren Caro Baroja zufolge in der Zeit vor der spanischen Präsenz nur Vollnomaden zu finden.¹⁸¹

Damit stellten sie den weitaus größten Teil der Bevölkerung der späteren Spanischen Sahara. Im Folgenden wird deshalb verstärkt auf ihre Lebensweise eingegangen.

Die in vielen frühen anthropologischen Werken propagierte Dichotomie zwischen pastoralen Nomaden und sesshaften Bodenbauern entsprach im Gebiet der Spanischen Sahara nicht der Realität. Auch manche vollnomadisch lebenden KamelhalterInnen bebauten zusätzlich zur Viehzucht kleine Felder, sogenannte *grā'ir* (Singular *grāra*).¹⁸² Diese Felder befanden sich vor allem nördlich und südlich des Flussbetts des Saguia el Hamra.¹⁸³ Aufgrund der schwierigen Bedingungen für die Landwirtschaft – unter anderem kämpfte man mit Trockenheit, Sandstürmen und Heuschreckenplagen – war die Viehzucht jedoch der weitaus bedeutendere Produktionsbereich.

Wichtig ist im Auge zu behalten, dass keine tribale Gruppe als abgeschlossenes ökonomisches System funktionierte, die Stammesmitglieder befanden sich vielmehr in ständiger Interaktion mit umliegenden Gruppen und stammesfremden Personen¹⁸⁴ – sei es um Fleisch und Tierprodukte gegen Getreide einzutauschen, aus Holz, Metall oder Leder gearbeitete Gegenstände von den HandwerkerInnen zu erwerben oder um in den Handelszentren Artikel wie Stoffe, Tee und Zucker zu kaufen.

¹⁸⁰ Sidi Ifni wurde erst 1969 an Marokko zurück zurückgegeben, das Gebiet nördlich des Wadi Draa galt ab der Franco-Spanischen Konvention von 1912 als Teil der französischen Zone.

¹⁸¹ Caro Baroja 1955: 61-62.

¹⁸² Ebd., 113.

¹⁸³ Creyaufmüller 1983: 14.

¹⁸⁴ Caro Baroja 1955: 94; vgl. Kraus 2004: 95.

Caro Baroja zufolge waren die drei Grundpfeiler der Wirtschaft in der Spanischen Sahara das Hirtentum, der Krieg und der Handel.¹⁸⁵

Hirtentum

Zu den in der westlichen Sahara gehaltenen Tieren gehörten vor allem Ziegen, Schafe und Kamele. Pferde galten als sehr edel und waren äußerst begehrt, aber nur die Reichsten konnten sich die kostspielige Haltung eines Pferdes erlauben. Ganz im Süden an der Grenze zu Mauretanien hielten manche ViehzüchterInnen Rinder.

Die große Bedeutung der Tiere – vor allem von Kamelen, Schafen und Ziegen – wird ersichtlich, wenn man betrachtet, wie beinahe jeder Lebensbereich von ihnen geprägt war. Die Tiere versorgten ihre BesitzerInnen nicht nur mit Fleisch und Milch, sondern dienten auch als Zahlungsmittel – zum Beispiel zur Wiedergutmachung nach einem Verbrechen, zur Zahlung des Brautpreises, oder zur Bezahlung des jährlichen Almosen. Kameldung diente als Brennmaterial und Kamelurin wurde zum Gerben von Leder verwendet. Aus Schafswolle, Kamel- und Ziegenhaaren wurden die Zelte der NomadInnen gewebt und aus dem von ihnen gewonnenen Leder wurden viele unentbehrliche Gegenstände des täglichen Gebrauchs hergestellt. Bei jedem Wohnortwechsel trugen die Kamele den gesamten Hausrat und die Familie, und das Ziel der Wanderung richtete sich fast immer danach, wo man Nahrung für die Tiere finden konnte. Abstände wurden in der Entfernung gemessen, aus der man ein Kamel (zwei Kilometer) bzw. eine Ziege (einen Kilometer) deutlich erkennen konnte.¹⁸⁶

Die Tiere wurden während der Nacht in unmittelbarer Nähe des Zelts zusammengetrieben, die Ziegen und Schafe meist hinter dem Zelt, die Kamele daneben. Hatten Vater und Sohn gemeinsame Herden, lebten aber in zwei Zelten, so wurden die Ziegen und Schafe neben dem Zelt des Sohnes untergebracht, die Kamele aber neben dem Zelt des Vaters. Dies verdeutlicht den höheren Stellenwert der Kamele. Eine

¹⁸⁵ Caro Baroja 1955: 94-95.

¹⁸⁶ Mercer 1975: 166.

ähnliche Hierarchie wurde auch beim Melken der Tiere sichtbar: Ziegen und Schafe wurden üblicherweise von den Frauen gemolken, Kamele hingegen von den Männern.¹⁸⁷ Die hohe Wertschätzung für das Kamel wird auch in der Vielzahl von Wörtern zu dessen Beschreibung – zum Beispiel zur Schilderung der genauen Schattierung des Fells – deutlich, die in der Westsahara existierten.¹⁸⁸

In den 1950er Jahren besaß eine ärmere Familie zwischen vier und sechs Kamelen, eine Familie aus dem Mittelstand etwa 15 Kamele. Manche reiche Familien verfügten über mehrere hundert Kamele.¹⁸⁹

Es gab jedoch auch viele Familien – besonders aus tributpflichtigen Stämmen – die keine eigenen Tiere hatten und als Hirten für andere Stämme tätig waren.

Jemand der über große Herden verfügte, konnte anderen, zum Beispiel einem ärmeren Verwandten, Tiere zur Nutznießung (*menīḥa*) überlassen. Der Nutznießer konnte über die Tiere verfügen, als wären es seine eigenen, der eigentliche Besitzer konnte seine Tiere aber jederzeit – gleichgültig ob nach einem Tag oder nach 20 Jahren – wieder zurückfordern. Hatte der Nutznießer in der Zwischenzeit Tiere durch eigene Nachlässigkeit verloren oder verkauft, so musste er sie ersetzen. In unsicheren Zeiten barg dieses System auch für den Geber viele Vorteile: er konnte auf diese Weise einen Teil seiner Herde unter verstreut lebenden Verwandten aufteilen und war so im Falle von Kriegszügen oder Raubüberfällen besser abgesichert.¹⁹⁰

Krieg

Caro Baroja unterscheidet zwischen zwei Arten von bewaffneten Konflikten in der westlichen Sahara: Dem heiligen Krieg (*ḡihād*) und dem Krieg ohne religiöse Bedeutung (*šar*). Er weist allerdings darauf hin, dass sich beide Kriegsorten zunehmend

¹⁸⁷ Mercer 1975: 162.

¹⁸⁸ Siehe z.B. Caro Baroja 1955: 87-88.

¹⁸⁹ Mercer 1975: 166.

¹⁹⁰ Caro Baroja 1955: 103-104.

vermischten – besonders im Zuge der verstärkten französischen Expansion, bei der alte Rivalitäten zwischen Stämmen von Frankreich geschickt instrumentalisiert wurden.¹⁹¹

Als heiliger Krieg galt zum Beispiel jener, zu dem der religiöse Führer Mā' al-^cAynin gegen die europäische – insbesondere die französische – Präsenz im Nordwesten Afrikas aufrief.

Üblicherweise ohne religiöse Bedeutung waren die klassischen intertribalen Kriege. Diese Konflikte hatten oft eine wirtschaftliche Komponente und folgten klar etablierten Regeln. Meist wurde in einer Serie von aufeinanderfolgenden Raubzügen (*ġazi*) versucht, sich den Besitz des Gegners, vor allem dessen Viehbestand, anzueignen bzw. den eigenen Besitz wieder zurück zu erobern. Auch vorbeiziehende Karawanen waren ein beliebtes Ziel von Angriffen.

Merner bemerkt dazu:

Der als ‚razzia‘ bekannte Raubzug [...] darf nicht als Stehlen bezeichnet werden. Der Diebstahl ist verpönt. Der Raub aber und das Ausplündern von Karawanen erfolgt nach festem Gewohnheitsrecht und wird nicht nur als durchaus sauberes, sondern auch als ehrenvolles und verdienstvolles Unternehmen betrachtet. (Merner 1937: 28)

Durch die fragile Sicherheitssituation eröffneten sich für Teile der Bevölkerung zusätzliche Verdienstmöglichkeiten in Form von Schutz- und Verteidigungsabkommen. Militärisch starke Stämme konnten so Einnahmen aus dem Schutz von schwächeren Stämmen und von Karawanen generieren.

Um nach einer Zeit des Konflikts wieder Frieden zu etablieren, wurde von der *ġemā^ca* oder den Ait Arba^cīn eine Abordnung zum gegnerischen Stamm entsandt, um die Konditionen für einen Waffenstillstand auszuhandeln. Hatten sich beide Parteien auf die Bedingungen geeinigt, schworen die Vertreter beider Stämme auf den Koran, dass sie die Vereinbarungen respektieren würden.¹⁹² Oft wurden als Vermittler in diesen

¹⁹¹ Caro Baroja 1955: 341.

¹⁹² Ebd., 346.

Verhandlungen Männer zur Hilfe gerufen, die aufgrund ihrer Religiosität und ihres Wissens großen Respekt in der Gesellschaft genossen.

Handel

Der Transsaharahandel war in der Region über viele Jahrhunderte hinweg sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Hinsicht von sehr großer Bedeutung. Die großen transsaharischen Handelsrouten verliefen zwar zum größten Teil östlich des Gebiets der späteren Spanischen Sahara, aber sekundäre Routen und seltener benutzte Wege durchquerten das Territorium. Zudem war die Bevölkerung in ihrer Mobilität keineswegs an enge, erst im 19. und 20. Jahrhundert entstandene, Grenzen gebunden.

Einheimische Produkte – so zum Beispiel das in der Wüste abgebaute Salz, sowie Tiere und tierische Produkte – wurden in den südlichen Nachbarländern gegen Getreide, Gold und Sklaven eingetauscht,¹⁹³ zusätzlich profitierten die BewohnerInnen der Sahara vom Transithandel zwischen Nordafrika und dem subsaharischen Afrika. Manche organisierten – wie bereits zuvor erwähnt – Überfälle auf vorbeiziehende Karawanen, andere erhoben eine Art „Wegzoll“ oder dienten Karawanen als Führer.

So berichtete zum Beispiel der arabische Kaufmann und Reisende Ibn Ḥauqal im 10. Jahrhundert nach Chr. über einen Stamm der Ṣanhāġa, der in der westlichen Sahara lebte: „Durchreisende Kaufleute müssen ihnen pro Kamel und Last Anteile zahlen, ebenso jene, die mit Goldstaub aus dem Land der Schwarzen zurückkehren; darin besteht eines ihrer Interessen“. (Zitiert nach Seiwert 1988: 24)

Ibn Baṭṭūṭa durchquerte im Jahr 1352 nach Chr. auf einer Reise von Marokko nach Mali das Gebiet der Banū Masūfa, eines Unterstamms der Ṣanhāġa. Er erzählt Folgendes:

Von Tāsarahlā aus entsendet man den *takšīf* [...]; *takšīf* ist der Name für einen Mann der Masūfa, den die Karawanenleute bezahlen, und der nach Īwālātīn vorausseilt, mit Briefen der

¹⁹³ Seiwert 1988: 8.

Leute an ihre Freunde dort, damit sie für sie Unterkünfte mieten und ihnen über vier Tagesreisen mit Wasser entgegenkommen. [...]

Der Führer ist oft hin- und hergereist und hat einen klugen Kopf. Erstaunlicherweise sah ich, dass der Führer, den wir hatten, auf dem einen Auge blind, auf dem anderen krank war und trotzdem den Weg kannte wie kein zweiter. Wir mieteten den *takšīf* auf dieser Reise für hundert *mitqāl* Gold. (Zitiert nach Seiwert 1988: 37)

Auch die Europäer wollten an dem profitablen Handel teilhaben und versuchten ab Mitte des 15. Jahrhunderts, einen Teil des transsaharischen Warenstroms zur Atlantikküste hin abzulenken. Im Zuge dessen errichteten sie mehrere Stützpunkte an der nordwestafrikanischen Atlantikküste. Manche dieser Stützpunkte gewannen Jahrhunderte später wieder an Bedeutung und wurden politisch instrumentalisiert. Die Festung „Santa Cruz de Mar Pequeña“ aus dem 15. Jahrhundert zum Beispiel diente Spanien im 19. Jahrhundert als Vorwand, territoriale Ansprüche auf Teile Südmarokkos zu erheben.

Jeder der drei Wirtschaftsbereiche Hirtentum, Krieg und Handel wurde durch die im Zuge der Kolonialisierung durchgeführte Entwaffnung der Stämme sowie durch koloniale Grenzziehungen und der damit einhergehenden verringerten Bewegungsfreiheit stark beeinflusst.

Das Leben im Zeltlager

Die Kernfamilie, bestehend aus Eltern und ihren Kindern, war die kleinste soziale Einheit in der westlichen Sahara.¹⁹⁴

Üblicherweise bewohnte jede Familie ein eigenes Zelt (*ḥayma*). Ab dem Zeitpunkt des ersten Ramadanfastens, das den Eintritt in das Erwachsenenalter markierte, schliefen die Söhne außerhalb des Zeltes, die Töchter verblieben bis zu ihrer Hochzeit im elterlichen Zelt.¹⁹⁵

¹⁹⁴ Creyaufmüller 1983: 61.

¹⁹⁵ Caro Baroja 1955: 265.

Je nach wirtschaftlicher Lage zogen größere oder kleinere Gruppen von Familien durch das Gebiet. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten – zum Beispiel in Dürre Jahren – waren die Gruppen kleiner und verteilten sich über ein größeres Gebiet.¹⁹⁶ Anfang der 1950er Jahre bestanden die Zeltlager der NomadInnen, „*frīq*“ genannt, meist aus drei bis fünfzehn Zelten, in der Zeit vor der Kolonialisierung und in Kriegszeiten waren wesentlich größere Zeltlager keine Seltenheit.¹⁹⁷

Die tribale Zugehörigkeit der BewohnerInnen eines Zeltlagers war in manchen Fällen sehr heterogen. Insbesondere ärmere Familien, die schwächeren Stämmen bzw. Fraktionen angehörten, lebten oft mit Angehörigen anderer Stämme, die sich in der gleichen Situation befanden, zusammen. In anderen Fällen wiederum wurde sehr streng darauf geachtet, dass die BewohnerInnen eines Zeltlagers der gleichen patrilinearen Deszendenzgruppe angehörten.¹⁹⁸

Unabhängig von dem tatsächlichen Grad der Verwandtschaft zwischen den BewohnerInnen eines Zeltlagers bestand zwischen ihnen eine Art „Solidaritätsgemeinschaft“. Bestimmte Tätigkeiten, die für eine Familie alleine nicht zu bewältigen waren, wurden in Gemeinschaftsarbeit durchgeführt. Zu diesen Tätigkeiten zählte zum Beispiel das Scheren der Kamele, Schafe und Ziegen sowie die Aussaat und Ernte von Gerste. Auch die Herstellung der Zeltplanen aus Wolle, Kamel- oder Ziegenhaar wurde von den Frauen eines Zeltlagers meist gemeinsam verrichtet.¹⁹⁹

Heiratsbeziehungen

Ehen konnten auf verschiedene Weise zustande kommen. Manche wurden schon im Kindesalter von den Angehörigen vereinbart, bei anderen ergriff der Bräutigam selbst die Initiative und sprach – entweder selbst oder über einen Vermittler – bei der Familie

¹⁹⁶ Caro Baroja 1955: 83. Gaudio widerspricht dieser Ansicht, ihm zufolge nomadisierten die Mitglieder einer Fraktion immer in der gleichen Zahl gemeinsam, auch wenn die Weideflächen nicht ergiebig waren. Siehe Gaudio 1952: 57.

¹⁹⁷ Caro Baroja 1955: 258.

¹⁹⁸ Ebd., 219.

¹⁹⁹ Ebd., 125.

der zukünftigen Braut vor, bei wiederum anderen wählte der Vater der Braut einen Bräutigam aus.²⁰⁰

Wurde die Ehe im Kindesalter vereinbart, bestand für die Betroffenen später die Möglichkeit, die Abmachung abzulehnen und eine andere Person zu heiraten.²⁰¹

Bevorzugte Ehepartner waren Cousins bzw. Cousinen väterlicherseits (FBD bzw. FBS). Laut Caro Baroja kam es in der Spanischen Sahara auch des Öfteren zur Ehe eines Onkels mit seiner Nichte (BD),²⁰² dies wäre allerdings gegen die Regelungen im Islam und konnte nicht verifiziert werden.²⁰³

Heiraten außerhalb des eigenen Stammesverbands waren möglich, fanden aber meist zwischen Angehörigen von Stämmen mit ähnlichem Status und Ansehen statt. Eine Ausnahme bildete der Stamm der Nachfahren des bereits erwähnten Mā' al-^cAynīn, dessen Mitglieder nur endogame Ehen eingingen.²⁰⁴

Der Brautpreis (*ṣadāq*) und die Mitgift wurden zwischen dem Vater der Braut und dem Bräutigam ausgehandelt. Je höher der Brautpreis war, desto besser war es für das Ansehen der Familie der Braut.²⁰⁵

Die Feierlichkeiten dauerten zwischen einem Tag und einer Woche – je nachdem ob es sich um die erste Eheschließung für das Brautpaar handelte oder nicht.

Nach der Eheschließung zog die Braut ins Zelt ihres Mannes nahe bei dessen Familie (virilokale Residenz).²⁰⁶

Die bei weitem am häufigsten vorkommende Form des Zusammenlebens war die Monogamie. Bei einem von Caro Baroja untersuchten Stamm war nur in vier von 150 Fällen ein Mann mit mehr als einer Frau verheiratet.²⁰⁷

²⁰⁰ Caro Baroja 1955: 266.

²⁰¹ Gaudio 1952: 62; Mercer 1975: 146.

²⁰² Caro Baroja 1955: 189.

²⁰³ Auch Mercer erwähnt diese Art der Ehe, da aber ein großer Teil seiner Arbeit auf dem Werk von Caro Baroja basiert, ist es wahrscheinlich, dass er auch diese Information von ihm übernommen hat.

²⁰⁴ Gaudio 1952: 62.

²⁰⁵ Caro Baroja 1955: 266.

²⁰⁶ Ebd., 268.

Gaudio (1952) schreibt diese „monogamía casí absoluta“ dem Einfluss berberischer Traditionen zu.²⁰⁸

Scheidungen waren selten, aber nicht ungewöhnlich und konnten sowohl von der Frau als auch vom Mann in die Wege geleitet werden.

Religionsausübung und Erzählkultur

Die im Zuge der arabischen Einwanderung nach Nordafrika begonnene Islamisierung der lokalen Bevölkerung war außerordentlich erfolgreich.

Ende des 19. Jahrhunderts, zu Beginn der spanischen Versuche zur Etablierung eines Protektorats an der Atlantikküste, waren die BewohnerInnen der westlichen Sahara bereits seit Jahrhunderten beinahe zur Gänze Muslime, genauer gesagt Sunniten, in der Mehrheit zugehörig zur mālikitischen Rechtsschule.

Auch volksreligiöse Elemente – wie zum Beispiel der Besuch von Grabstätten lokaler Heiliger – vermischten sich in der Region mit dem Islam.

Die im Islam vorgeschriebenen Gebete wurden strikt eingehalten, nur auf Reisen oder wenn Kriegsgefahr bestand, kürzten die Gläubigen das Gebet ab.

Aufgrund der Wasserknappheit wuschen sich die NomadInnen vor dem Gebet mit sauberem Sand.²⁰⁹

Die Abgabe von Almosen war genau geregelt und richtete sich nach dem Besitz der Gebenden. So spendete zum Beispiel jemand, der zwischen 20 und 25 Kamele besaß, vier Ziegen oder Schafe.²¹⁰ Die Almosen wurden üblicherweise an einem bestimmten Tag im Jahr an die Bedürftigen vergeben.²¹¹

²⁰⁷ Caro Baroja 1955: 189.

²⁰⁸ Gaudio 1952: 62.

²⁰⁹ Mercer 1975: 143.

²¹⁰ Caro Baroja 1955: 103.

²¹¹ Während des *‘īd al-mulud*, an dem der Geburtstag des Propheten Muhammad gefeiert wird.

Aufgrund der Entfernung war die Pilgerreise nach Mekka nur für wenige Menschen, die über ausreichende Mittel verfügten, möglich. Beinahe alle berühmten religiösen Autoritäten der Westsahara haben jedoch ihren Ruf und ihre Position mit einer Reise nach Mekka gefestigt.²¹²

Das Fasten im Ramadan wurde nicht rigoros eingehalten, der Ramadan war aber trotzdem eine sehr wichtige Zeit des Jahres.

Für die junge Bevölkerung der Westsahara stellte das erste Ramadanfasten eine Art „rite de passage“ dar. Mädchen fasteten das erste Mal mit 15 Jahren, Buben mit 17 Jahren, und gehörten ab diesem Zeitpunkt offiziell zu den Frauen bzw. Männern.²¹³

Kinder lernten bereits sehr früh die wichtigsten Gebete und Regeln des Islam.

Im Alter von etwa sieben Jahren begannen die Kinder²¹⁴ mit der Schule, in der sie vor allem lesen, schreiben und das Rezitieren des Korans lernten. Die Lehrer lebten meist mit im Zeltlager und wurden von den Familien der Kinder mit Tieren und Tierprodukten für den Unterricht bezahlt. Nach drei Jahren schickten manche wohlhabende Familien ihre Kinder zur weiteren Ausbildung zu Personen, die für ihr Wissen und ihre Religiosität bekannt waren und gegen ein Entgelt Schüler aufnahmen (meist in Mauretaniens oder Marokkos).

Sowohl die Wissensvermittlung an die Kinder als auch das tägliche Leben war durch eine hoch entwickelte Erzählkultur geprägt.²¹⁵ Geschichten, Lieder und Gedichte wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Zusammen mit Tanzvorführungen waren sie ein wichtiger Teil jedes Festes.

Auch die Geschichte des eigenen Stammes bzw. die Genealogie der eigenen Familie wurde mündlich überliefert. Wer nicht zumindest sieben männliche Vorfahren aufzählen konnte, galt als sehr ungebildet.²¹⁶ Familien, die ihre Abstammung auf den Propheten zurückführten, konnten jedoch wesentlich mehr Vorfahren aufzählen.

²¹² Caro Baroja 1955: 281.

²¹³ Ebd., 102 und 264.

²¹⁴ Mercer (1975) zufolge nur die Buben. Mercer 1975: 147; Seiwert 1988: 148.

²¹⁵ Caro Baroja 1955: 262.

²¹⁶ Ebd., 15.

6. Analyse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse einer Analyse der „Revista de Geografía Comercial“ (im Folgenden: RGC) des Jahres 1886 vorgestellt.

Das Hauptaugenmerk bei der Untersuchung der Artikel galt folgenden Fragen: Auf welche Weise wird die indigene Bevölkerung des spanischen Protektorats dargestellt? Werden bestimmte Wertungen (sowohl positiv als auch negativ) vorgenommen? Welches Bild wird in den Artikeln von Spanien gezeichnet? Lassen sich bestimmte diskursive Strategien, die auf eine Legitimierung der spanischen Präsenz abzielen, identifizieren?

Aus dem untersuchten Material werden schließlich zwei Texte herausgegriffen, deren Analyse zur Veranschaulichung ausführlicher präsentiert wird.

6.1. Entstehungskontext der untersuchten Artikel

Historischer Kontext

Die Bevölkerung der westlichen Sahara befand sich zu Ende des 19. Jahrhunderts in einer schwierigen Lage: der Transsaharahandel, über Jahrhunderte hinweg eine wichtige Einkommensquelle, befand sich im Rückgang. Darüber hinaus wurde ihre persönliche Freiheit durch die Ausbreitung europäischer Mächte in der Region zunehmend eingeschränkt.

Auch Spanien hatte einen Tiefpunkt erreicht: Eine Reihe von kriegerischen Konflikten hatten das Land geschwächt und finanziell an den Rand des Ruins gebracht, die politische Stabilität konnte nur mit Hilfe eines ausgefeilten Systems der Wahlmanipulation gewährleistet werden, und von dem ausgedehnten Kolonialreich, in dem einst „die Sonne nie unterging“, waren nur noch kleine Reste in spanischem Besitz.

Viele sahen nun die Möglichkeit, durch eine verstärkte Präsenz in Afrika wieder an internationalem Ansehen und Status zu gewinnen.²¹⁷

Institutioneller Kontext

Ab den 1870er Jahren kam es in ganz Europa zur Abhaltung von geographischen Kongressen, wo neben einer Vereinheitlichung der Wissenschaft (wie etwa im Hinblick auf die Verwendung kartographischer Zeichen) auch neue Entdeckungen und zukünftige Forschungsreisen besprochen wurden. Im fieberhaften Wettrennen zwischen den Staaten Europas um den Erwerb neuer Kolonien stellten solche Forschungsreisen oft die erste Möglichkeit für eine Kolonialmacht dar, in einer Region Fuß zu fassen. Die Anwesenheit bei diesen Kongressen war daher nicht nur im Hinblick auf die Weiterentwicklung der Geographie interessant. Teilnahmeberechtigt waren aber nur Mitglieder geographischer Gesellschaften – im Februar 1876 kam es daher zur Gründung der Sociedad Geográfica de Madrid.

Dies war Startschuss für die Gründung weiterer Gesellschaften und Verbände, wie zum Beispiel der Sociedad Española para la Exploración de África (Spanische Gesellschaft für die Erforschung Afrikas) 1877 oder der Sociedad de Africanistas y Colonistas (Gesellschaft der Afrikanisten und Kolonisten) 1883.

Diese Gesellschaften versuchten, als Pressure-Group politische Entscheidungsträger zu einer forscheren Expansionspolitik zu bewegen und die öffentliche Meinung von den Vorteilen des Erwerbs neuer Kolonien zu überzeugen.

Besonders aktiv auf diesem Gebiet war die Sociedad de Africanistas y Colonistas, auf deren Betreiben die Durchführung fast aller spanischen Expeditionen nach Afrika zu Ende des 19. Jahrhunderts zurückzuführen ist.

²¹⁷ Eine ausführliche Beschreibung der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Situation in Spanien und der Westsahara im 19. Jahrhundert findet sich in den Kapiteln 4 und 5.

1885 wurde die Sociedad de Africanistas y Colonistas in Sociedad de Geografía Comercial umbenannt, und begann mit der Publikation der Revista de Geografía Comercial, mit der in diesem Teil der Arbeit eine eingehende Auseinandersetzung stattfinden wird.

Medialer Kontext

Die Revista de Geografía Comercial (RGC) wurde zwischen 1885 und 1896 von der Sociedad de Geografía Comercial herausgegeben. Das Hauptaugenmerk der Publikation richtete sich auf die Bereiche Kolonialpolitik, Außenhandel und Außenpolitik. Zur Blattlinie gehört ein offensives Eintreten für die Ausweitung der kolonialen Präsenz Spaniens in der Welt. Zielgruppe der RGC waren vor allem politische Akteure und Handelstreibende, die sich für koloniale Fragen interessierten.

Die RGC wurde zur Untersuchung ausgewählt, weil sie aufgrund des Ansehens und der anerkannten Expertise der in ihr publizierenden Autoren die Möglichkeit hatte, zur Meinungsbildung in politischen, kaufmännischen und wissenschaftlichen Kreisen beizutragen.

So ist etwa der Herausgeber und Verfasser vieler Texte in der RGC der in Kapitel 4 erwähnte Politiker, Jurist, Wirtschaftswissenschaftler und Historiker Joaquín Costa, führender Vertreter des „Regeneracionismo“, einer Bewegung, die sich zu Ende des 19. Jahrhunderts formierte und die „Erneuerung“ Spaniens forderte.²¹⁸

²¹⁸ Zu den Forderungen des „Regeneracionismo“ gehörten u.a. die Einführung der allgemeinen Grundschulbildung, die Bildung von Produktionsgenossenschaften und die Zerschlagung des Systems der Wahlmanipulation, auf dem die Stabilität der Regierung basierte. Bernecker & Pietschmann 2005: 301.

Zu den Autoren, deren Artikel im Jahr 1886 in der RGC veröffentlicht wurden, gehören Mitglieder des Diplomatischen Corps ebenso wie Armeeingehörige oder Forschungsreisende.²¹⁹

Blicken wir auf die Erläuterungen zum kolonialen Diskurs zurück,²²⁰ wird deutlich, dass die Autoren der RGC eindeutig als „legitime Sprecher“ galten, die bis zu einem gewissen Grad beeinflussen konnten, was im spanischen Kolonialdiskurs als „selbstverständlich“ oder „wahr“ angesehen wurde.

In dieser Arbeit werden die Ausgaben der RGC des Jahres 1886 genauer unter die Lupe genommen, da in diesem Jahr zwei von der Sociedad de Geografía Comercial organisierte Expeditionen in die westliche Sahara stattfanden und in deren Umfeld verstärkt über die Region und die dort lebende Bevölkerung berichtet wurde.

²¹⁹ Wie etwa Teodoro Cuevas, spanischer Vizekonsul in Larache (Marokko), Cesáreo Fernández Duro, Historiker und Kapitän zur See, Manuel Iradier, Forschungsreisender, und José Álvarez Pérez, spanischer Konsul in Mogador (dem heutigen Essaouira).

²²⁰ Siehe Kapitel 3.

6.2. Die Westsahara und ihre BewohnerInnen in der RGC

Die Revista de Geografía Comercial

Im Jahr 1886 erschienen neun Ausgaben der Revista de Geografía Comercial (RGC), manche davon waren Doppel- oder Mehrfachhefte:

- RGC 30. Januar 1886, Nr. 12-15
- RGC 15. Februar 1886, Nr. 16
- RGC 28. Februar 1886, Nr. 17
- RGC 15. März 1886, Nr. 18
- RGC 31. März 1886, Nr. 19
- RGC 30. April 1886, Nr. 20-21
- RGC 31. Mai 1886, Nr. 22-23
- RGC 15. und 30. Juni 1886, Nr. 24
- RGC Juli-September 1886, Nr. 25-30

Die geographische Schwerpunktsetzung ist deutlich erkennbar: 62 Artikel befassen sich mit dem Nordwesten und Westen Afrikas, während sich nur elf Beiträge mit Ozeanien, sechs Texte mit Europa und vier Artikel mit Nord- und Südamerika beschäftigen.

Die Artikel über den Nordwesten und Westen Afrikas unterteilen sich folgendermaßen: elf Texte befassen sich mit Marokko, 14 mit dem Golf von Guinea. Die restlichen Beiträge konzentrieren sich auf das Gebiet der späteren Spanischen Sahara bzw. auf deren Grenzgebiet zu Marokko.

Thematische Schwerpunkte sind der Handel und die Aktivitäten anderer europäischer Mächte in der Region.

In allen neun Heften wird das Territorium der späteren Spanischen Sahara erwähnt, die dort lebende Bevölkerung kommt allerdings nur in vier Ausgaben zur Sprache. Im

Kontext der kolonialen Expansion ist die Nichterwähnung sozialer Akteure äußerst aussagekräftig. Die Unsichtbarmachung der indigenen Bevölkerung – eine häufig verwendete Strategie in kolonialen Diskursen – trägt zur Legitimierung der Aneignung eines als menschenleer und „ungenutzt“ dargestellten Gebietes bei.

Historische Verbindungen

Der Legitimation der spanischen kolonialen Expansion dienen auch mehrere Artikel, die sich aus historischer Perspektive mit der spanischen Präsenz an der Küste der Westsahara beschäftigen (wie etwa Berichte über die Etablierung von Santa Cruz de Mar Pequeña).²²¹ Francisco Coello, Präsident der Sociedad de Geografía Comercial, geht etwa ausführlich auf die große Bedeutung, die „spanisches“ Engagement (i. e. das Engagement von „moriscos“,²²² Renegaten im Dienste nordafrikanischer Herrscher und von christlichen Gefangenen) bei der „Eroberung und Zivilisierung“²²³ von Gebieten in der westlichen Sahara im Laufe der Geschichte gehabt habe, ein.

Coello zufolge spielten Spanier zum Beispiel bei der Eroberung des Königreichs von Timbuktu und der umliegenden Regionen durch den marokkanischen Sultan Áhmed, auch bekannt als Muley Hamete,²²⁴ in den Jahren 1590 und 1591 A.D. eine „äußerst wichtige und glorreiche Rolle“.²²⁵

Geschichtliche Verbindungen zwischen Nordwestafrika und Spanien dienten jedoch nicht nur der Legitimierung spanischer Aktivitäten in der Region in den Augen der westlichen Welt, sondern wurden auch in der Interaktion mit der Bevölkerung der Westsahara thematisiert. Von Anspielungen auf Al-Andalus erhoffte man sich Vorteile bei der Etablierung von wirtschaftlichen und politischen Kontakten.

²²¹ So zum Beispiel der Artikel „España en Ifní. En tiempo de los Reyes Católicos“ von Cesáreo Fernández Duro, RGC Nr. 12-15, S. 191-196.

²²² „Moriscos“ waren Muslime, die nach der Reconquista zum Christentum konvertierten, um weiterhin in Spanien bleiben zu können. Von Beginn an von der Inquisition verfolgt, wurden schließlich zu Beginn des 17. Jahrhunderts die letzten „moriscos“ des Landes verwiesen.

²²³ RGC Nr. 25-30, S. 55.

²²⁴ Schreibweise des Namens laut RGC.

²²⁵ RGC Nr. 25-30, S. 56.

Aus diesem Grund umfasste das Repertoire an Gastgeschenken, die die spanischen Expeditionäre Cervera, Quiroga und Rizzo mit sich brachten,²²⁶ neben Stoffen, Tee, Tabak, Schmuck und Süßigkeiten auch arabischsprachige Ausgaben der Werke von Ibn Pascual und Al Idrisi.²²⁷

Handelsbeziehungen

Aus spanischer Sicht waren die indigenen BewohnerInnen der westlichen Sahara vor allem als potentielle HandelspartnerInnen interessant.

Das rege Interesse der lokalen Bevölkerung an der Etablierung von Handelsbeziehungen mit Spanien wird mehrfach erwähnt,²²⁸ ebenso wie das unerwartet große kaufmännische Talent der Indigenen. Dem in der spanischen Handelsniederlassung in Río de Oro lebenden Armeeinghörigen Lorenzo Rubio zufolge erwarteten manche spanischen Kaufleute, die lokalen Produkte fast geschenkt zu bekommen.²²⁹ Diese Hoffnung wurde allerdings schnell enttäuscht. Den Sahrawis musste in Río de Oro für ihre Waren der gleiche Preis bezahlt werden, den sie im Senegal oder in Marokko dafür erhalten hätten.²³⁰

Für Spanien als Textilexporteur war die Kleidung der BewohnerInnen der Westsahara besonders relevant. Dementsprechend oft finden sich Informationen dazu in den Artikeln der RGC.

Die Kunstfertigkeit, mit der die Stoffe um den Körper gewickelt werden, wird mehrmals beifällig erwähnt,²³¹ ebenso wie die Angepasstheit dieser Bekleidung an die harschen Umweltbedingungen.²³²

²²⁶ Im Anschluss wird ausführlicher auf diese Expedition eingegangen.

²²⁷ RGC Nr. 25-30, S. 1.

²²⁸ Ebd., S. 8 und S. 36-38.

²²⁹ RGC Nr. 12-15, S. 185.

²³⁰ So zum Beispiel im Artikel „Conferencia sobre Río de Oro“, RGC Nr. 18, S. 261-264.

²³¹ RGC Nr. 25-30, S. 69; RGC Nr. 12-15, S. 189.

²³² RGC Nr. 25-30, S. 67.

Auf Unterschiede zwischen der Kleidung der KüstenbewohnerInnen und der im Landesinneren lebenden Bevölkerung wird hingewiesen,²³³ ebenso wie auf Unterschiede in der Kleidung zwischen reicheren und ärmeren Sahrawis.²³⁴

Besonders erwähnenswert erscheint den spanischen Berichterstattem, dass die Sahrawis Stoffe schlechterer Qualität bevorzugen – je stärker ein Stoff abfärbt, desto mehr wird er geschätzt.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Compañía Mercantil Hispano-Africana, der Betreiberin der Handelsfaktorei in Río de Oro, verfolgten die Autoren der RGC mit Besorgnis. Besonders die Tatsache, dass lokale Händler mit ihren Produkten zur Handelsniederlassung kamen und unverrichteter Dinge wieder abreisen mussten, weil die Compañía Mercantil nicht über die Mittel verfügte, ihnen ihre Waren abzukaufen, versetzte sie in Sorge.

Die Schädigung des Ansehens des spanischen Handels in der westlichen Sahara ist keine Gefahr mehr, sondern bereits eine Realität. Die Compañía Mercantil verfügt nicht über ausreichende Mittel, um das dortige Handelsvolumen zu bewältigen. Deshalb haben sich Handelskarawanen aus dem Inneren des Landes, die Versprechungen folgten, die die Compañía Mercantil nicht einhalten konnte, wieder zurückgezogen. Man wird wieder von Neuem beginnen müssen [mit dem Aufbau von Handelsbeziehungen]. (RGC Nr. 16, S. 239)²³⁵

Dies zeigt deutlich, dass es keineswegs selbstverständlich war, dass die Sahrawis als HandelspartnerInnen zur Verfügung standen. Trotz der zwei Jahre zuvor erfolgten Etablierung der Protektoratsherrschaft war die Bevölkerung des beanspruchten Gebiets keineswegs von Spanien abhängig.

Kriegerische Handlungen und der Kampfgeist der lokalen Bevölkerung nehmen insbesondere in den Berichten der Saharareisenden breiten Raum ein und spielen eine wichtige Rolle bei Überlegungen über die Etablierung neuer Handelsstützpunkte.

²³³ RGC Nr. 18, S. 262.

²³⁴ RGC Nr. 12-15, S. 203.

²³⁵ Alle Zitate, die der RGC entnommen wurden, wurden von der Autorin übersetzt.

Viehwirtschaft und Fischerei

Die Bedeutung der Viehwirtschaft, dem wichtigsten Wirtschaftszweig in der westlichen Sahara, wird auch in den Artikeln der RGC sichtbar. In den meisten Texten wird wertneutral über die Tierhaltung der indigenen Bevölkerung berichtet, einmal wird jedoch behauptet, dass die BewohnerInnen der Region wenig von der Viehwirtschaft verstünden: „Obwohl das Vieh den wichtigsten Reichtum des Landes darstellt, versteht man nichts von der Kunst, es zu versorgen, und interessiert sich auch nicht dafür.“ (RGC Nr. 12-15, S. 203)

Joaquín Costa behauptet in einem anderen Artikel, dass nordafrikanische Viehzüchter schuld an der Desertifikation seien: „Regionen der nördlichen Sahara, von denen man mit Sicherheit weiß, dass sie früher äußerst fruchtbar waren, sind heute von erschreckender Trockenheit und Trostlosigkeit, da sie seit einigen Jahrhunderten von Hirten arabischer Rasse durchwandert werden.“ (RGC Nr. 25-30, S. 42)

Diese Ansicht wurde in wissenschaftlichen Kreisen bis weit ins 20. Jahrhundert vertreten. Heute zeigen jedoch Untersuchungen, dass die Lebensweise der indigenen Viehzüchter Nordafrikas vielmehr eine besondere Anpassung an die Umwelt darstellt:

In a number of fields of science concerned with the problems of desertification and degradation of ecosystems, evidence has emerged, particularly from Africa, which clearly indicates that nomadism and other mobile systems of animal husbandry rather than being the source of the problem are, in fact, better adapted to the environment than modern Western ranching or agricultural systems [...]. (Chatty 2006: 2)

Abgesehen von der Tierhaltung werden die Jagd und der Anbau von Getreide, Datteln und Feigen als weitere indigene Aktivitäten zur Produktion von Lebensmitteln genannt.²³⁶

Auch die Fischerei an der Küste der Westsahara wird sehr häufig thematisiert, wobei das Hauptaugenmerk auf der spärlichen Ausrüstung der Fischer und den als

²³⁶ So zum Beispiel in der RGC Nr. 25-30, S. 7.

unhygienisch dargestellten Bedingungen der Fischverarbeitung liegt. Die geringe Ausbeute der sahrawischen Fischer wird mit den effektiven Fischereitechniken der Spanier, insbesondere der Kanarier, kontrastiert.

Politische Organisation

Über die politische Organisation der BewohnerInnen der Westsahara finden sich in den untersuchten Artikeln weit auseinandergehende Informationen.

Manche Autoren sind der Meinung, dass die lokale Bevölkerung in keinsten Weise politisch organisiert ist: „Die Indigenen leben in Gruppen zur gemeinsamen Verteidigung, in diesen Zusammenschlüssen lassen sich jedoch keine Spuren politischer Organisation beobachten.“ (RGC Nr. 18, S. 262), während andere äußerst detaillierte Beschreibungen der politischen Organisation basierend auf indigenen und europäischen Quellen liefern.²³⁷

Besondere Aufmerksamkeit ruft die Tatsache hervor, dass die Stammesoberhäupter eine Entscheidung keinesfalls gegen den Willen der Stammesmitglieder durchsetzen können und in den Versammlungen der „kümmerlichste Kamelhirte“²³⁸ ebenso angehört wird wie der reichste und angesehenste Scheich.

„Charakter“ und Bildung der BewohnerInnen der Westsahara

Über den „Charakter“ *der* Mauren herrscht ebensolche Uneinigkeit wie über die politische Organisation. Manchen Autoren zufolge sind *die* Sahrawis äußerst misstrauisch und argwöhnisch,²³⁹ während die Verfasser anderer Artikel das Gegenteil behaupten und die lokale Bevölkerung als besonders vertrauensvoll bezeichnen.²⁴⁰

²³⁷ Etwa in der RGC Nr. 25-30, S. 54-63.

²³⁸ Ebd., S. 71.

²³⁹ Ein Beispiel: RGC Nr. 12-15, S. 185 und RGC Nr. 25-30, S. 4.

²⁴⁰ So etwa in RGC Nr. 18, S. 262.

Die BewohnerInnen des Adrar (im heutigen Mauretanien) und die Angehörigen des Stammes der Erguibat werden mehrmals als besonders gelehrt hervorgehoben,²⁴¹ das allgemeine Bildungsniveau der Bevölkerung der Westsahara wird jedoch in einigen Texten als sehr niedrig bezeichnet.

Der Verfasser eines Artikels etwa porträtiert verschiedene einflussreiche Persönlichkeiten, denen er auf seiner Reise in die Region begegnet ist, und schließt seine Ausführungen nach der letzten Beschreibung folgendermaßen: „Er zeichnet sich durch seine Liebenswürdigkeit und Güte aus, jedoch fehlt es ihm, ebenso wie den zuvor genannten, an jeglicher Bildung und Begabung.“ (RGC Nr. 12-15, S. 205)

Einem anderen Autor zufolge können zwar fast alle Sahrawis lesen und schreiben, sie hätten aber keinerlei Interesse an einer Wissensaneignung über die Kenntnis des Korans hinaus.²⁴²

Als Informanten über das Gebiet und die dort lebenden Menschen werden die Indigenen jedoch sehr geschätzt. In keinem der untersuchten Artikel wurde die Glaubwürdigkeit einer Information angezweifelt, die Herkunft eines lokalen Informanten verleiht seinen Aussagen vielmehr besonderes Gewicht.

Zeitlosigkeit

Die Lebensweise der Bevölkerung der westlichen Sahara regte die Autoren der RGC häufig zu historischen Vergleichen an. Zwei Beispiele:

„[...] ich fühlte mich in biblische Zeiten zurückversetzt.“ (RGC Nr. 12-15, S. 189)

„Sie leben wie in biblischen Zeiten [...].“ (RGC Nr. 25-30, S. 71)

Wie Markom und Weinhäupl (2007) aufzeigen, sind solche Vergleiche keineswegs harmlos. Hinter der Festschreibung einer Gesellschaft in einer anderen geschichtlichen

²⁴¹ RGC Nr. 25-30, S. 58-59 und S. 62.

²⁴² Ebd., S. 70.

Epoche steht eine Denkweise, die zutiefst von Evolutionismus und Eurozentrismus geprägt ist. Die „Anderen“ sind in diesem Modell auf einer niedrigeren „Entwicklungsstufe“ stehen geblieben und haben sich in Jahrtausenden nicht verändert. Europa hingegen hat sich weiterentwickelt und verkörpert den höchsten bisher erreichten Entwicklungsstand.²⁴³

Tischmanieren, Ernährungsgewohnheiten und Waschgepflogenheiten

Die Darstellung einer Gesellschaft als statisch und „zurückgeblieben“ ist meist mit der Zuschreibung von Primitivität verbunden:

Sie spalten die langen Knochen mit Steinen, um so das Knochenmark freizulegen. Dieses verspeisen sie mit wahrhaftigem Entzücken, zur Abscheu des Europäers, der Zeuge dieses Vorgangs wird. (RGC Nr. 25-30, S. 70)

[...] wenn das Feuer erloschen ist und sich der Boden etwas abgekühlt hat, entnehmen sie das Fleisch und schlagen es mit Gerten – den gleichen Gerten, die sie für das Antreiben der Kamele verwenden – um den gröbsten Sand zu entfernen. Dennoch bleibt eine solche Menge an feinem Sand am Fleisch hängen, dass es für einen Europäer unmöglich ist, ein Stück dieses Fleisches zu kauen. (RGC Nr. 25-30, S. 70)

Zwei Tage später erreichten wir beinahe verbrannt und durstig den Brunnen von Bu-Ḥofra. Uns erwartete leicht salziges Wasser, stinkend, schmutzig, widerlich, vermischt mit Kamelexkrementen. Gefiltert und mit ein paar Tropfen Pfefferminzalkohol versetzt taugte es dazu, unseren Durst zu stillen. (RGC Nr. 25-30, S. 4)

Die Schuld an der schlechten Qualität des Wassers tragen den Autoren der RGC zufolge die BewohnerInnen der Westsahara: „Die Brunnen der Sahara sind hervorragend, aber die Araber kümmern sich nicht um ihre Sauberkeit und Instandhaltung.“ (RGC Nr. 25-30, S. 4)

²⁴³ Vgl. Markom & Weinhäupl 2007: 127-150.

Das Wasser der Brunnen, die wir gesehen haben, ist im Allgemeinen von Natur aus relativ gut [...]. Sein schlechten Zustand beruht hauptsächlich auf der Nachlässigkeit der Araber, die die Brunnen niemals reinigen; keinen Schutz um die Brunnen erbauen, um zu verhindern, dass der Rest des Wassers vom Tränken der Tiere, vermischt mit den Exkrementen derselben, zurück in den Brunnen fließt; und letztlich, die das Wasser in Schläuchen aus unbehandelter Widder- oder Ziegenbockhaut aufbewahren und transportieren. (RGC Nr. 25-30, S. 68)

Verbunden mit dem Wasser ist auch ein weiterer Kritikpunkt, den die spanischen Reisenden an der lokalen Bevölkerung fanden:

Da sie gerade genug Wasser zum Trinken haben, waschen sie sich nie und verspüren auch kein Bedürfnis nach einer solchen Maßnahme. Sie versichern, dass sie erkranken würden, wenn sie sich waschen würden. Eine Folge dieser Gewohnheit ist ein abstoßender Geruch, der auch ihren Gebrauchsobjekten anhaftet und den wir *Mauren-Geruch* [„olor de moro“] nannten. (RGC Nr. 25-30, S. 69)

“Sie sind weißer Rasse, obwohl sie manchmal kupferfarben erscheinen, da ihre Haut von der Sonne gebräunt ist und sie äußerst schmutzig sind, weil sie sich nie waschen.“ (RGC Nr. 18, S. 262)

Was steckt hinter diesen ausgiebigen Beschreibungen?

Die Betonung der Unreinlichkeit der Indigenen evoziert vor den Augen der Leserschaft ein zweites Bild: das des reinlichen und kultivierten Spaniers, der angesichts solch unsauberer Zustände Ekel empfindet.

Eine längere Interaktion (etwa aufgrund der spanischen Präsenz in der Region) wäre aus Sicht dieses Spaniers zum Wohle der lokalen Bevölkerung, die sich langsam dem spanischen Ideal annähern könnte.

Mary Louise Pratt zufolge sind die häufigen Beschwerden über die „filthy habits“ der angetroffenen Bevölkerungsgruppen, die sich in Reisebeschreibungen aus dem 19. Jahrhundert finden, „sheerest hypocrisy“.²⁴⁴ Gerade die angebliche Rückständigkeit der

²⁴⁴ Pratt 2006: 151.

Indigenen war ein wichtiger Faktor zur Legitimierung der expansiven Außenpolitik europäischer Staaten.

Lokale Lebensbedingungen und die spanische Präsenz

In der RGC kommt mehrere Male zur Sprache, dass die Lebensbedingungen der BewohnerInnen der westlichen Sahara durch ein Eingreifen Spaniens verbessert werden könnten. So wird zum Beispiel die europäische bzw. spanische Präsenz als einzige Möglichkeit für die lokale Bevölkerung dargestellt, in Verbindung mit der Außenwelt zu treten:

[...] jene armen Indigenen, die nach Jahrhunderten der absoluten Abgeschlossenheit so dringend des Kontaktes mit der Welt bedürfen, hatten kaum die Nachricht gehört, dass Christen an der Küste angelegt hatten, als sie schon mit ihren Produkten herbeieilten, um diese gegen europäische Waren zu tauschen. (RGC Nr. 16, S. 237)

Francisco Coello, Präsident der Sociedad de Geografía Comercial, berichtet wie verschiedene Städte in der westlichen Sahara gemeinsam mit ihren umliegenden Palmenhainen langsam vom Sand begraben werden und ist der Meinung, dass spanische Experten den BewohnerInnen dieser Städte zu Hilfe eilen und diesen Vorgang aufhalten könnten.²⁴⁵

Joaquín Costa präsentiert in einem anderen Artikel seine Vision für die Zukunft der Spanischen Sahara:

“[...] man sollte eine Reihe von Hütten erbauen, um in ihnen die Indigenen, die im Moment in Höhlen entlang der Küste leben und die sich aufgrund ihres gefügigen Naturells jeglicher Anleitung fügen, zu versammeln.

Beschützt durch achtsame und ehrbare Autoritäten würden sie nicht lange brauchen, um aus ihrer derzeitigen Niedrigkeit aufzusteigen: sie würden verschiedenste Arbeiten ausführen, und ihre Ernährung wäre reichhaltiger; sie würden die Kunst des Bodenbaus erlernen; ihre

²⁴⁵ RGC Nr. 25-30, S. 58.

Kinder würden die Schule besuchen; einige von ihnen würden in die Armee eintreten; anderen würde die Regierung Stipendien für ein Medizinstudium im spanischen Krankenhaus von Tanger verleihen; und in kurzer Zeit hätte man eine arbeitsame Bevölkerung geschaffen, teilweise geübt in den Künsten der europäischen Zivilisation und deshalb wie keine andere dafür geeignet, als Mittler zwischen Spanien und Afrika zu fungieren.“ (RGC Nr. 25-30, S. 46)

Die Meinung der von diesem Plan betroffenen Menschen wird an keiner Stelle erwähnt, Costa kommt es nicht in den Sinn, dass sie Einwände gegen dieses Projekt haben könnten.

Die Darstellung der europäischen Konkurrenz

Anderen europäischen Mächten, die sich in der Region engagieren, wird wenig Geschick im Umgang mit der lokalen Bevölkerung zugeschrieben. Insbesondere Großbritannien, dessen Handelsniederlassung bei Tarfaya als potentielle Gefahr für spanische Interessen in der Region angesehen wurde, wird mehrmals negativ erwähnt.

So merkt etwa ein Autor mit einer gewissen Genugtuung an, dass der neue Direktor dieser Handelsniederlassung aufgrund seines fehlenden Taktgefühls die BewohnerInnen der umliegenden Gebiete so verärgerte, dass es diese in Folge vorzogen, ihre Handelstransaktionen mit den Spaniern, die in periodischen Abständen an gewissen Punkten der Küste anlegten, abzuwickeln.²⁴⁶

Ein Vorfall, der bei einem Besuch in ebendieser Handelsniederlassung beobachtet wurde, dient dazu, den Briten besondere Grausamkeit im Umgang mit der lokalen Bevölkerung zuzuschreiben.

Ausführlich wird berichtet, wie ein Maure grundlos von einem Wachposten niedergeschossen wurde, und stundenlang ohne jegliche Versorgung im Hof der Handelsniederlassung mit dem Tode rang, während die Bewohner derselbigen – unter

²⁴⁶ RGC Nr. 25-30, S. 7.

ihnen ein englischer Arzt – mit großer Gleichgültigkeit auf den Vorfall reagierten und keine Anstalten machten, den Verletzten medizinisch zu versorgen.²⁴⁷

Der Verfasser des Berichts war offensichtlich – aus verständlichen Gründen – äußerst empört über das Verhalten der Bewohner der Handelsniederlassung.

Abgesehen davon zielt die Beschreibung des Vorfalls jedoch auch darauf ab, das Handeln und die Präsenz der Briten zu disqualifizieren („dies zeigte uns die hier herrschenden Zustände“²⁴⁸), während gleichzeitig impliziert wird, dass sich Spanien „menschlicher“ im Umgang mit der indigenen Bevölkerung zeigen würde.

Im Folgenden wird nun die Analyse von zwei Texten aus der RGC Nr. 25-30 eingehender dargestellt.

²⁴⁷ RGC Nr. 12-15, S. 188-189.

²⁴⁸ Ebd., S. 189.

6.3. Vertiefung

Großen Raum in der RGC nimmt die Berichterstattung über die Expedition von Cervera, Quiroga und Rizzo in die westliche Sahara ein. Diese Expedition, im Frühsommer 1886 durchgeführt, wurde von der Sociedad de Geografía Comercial organisiert und von der Sociedad Geografica de Madrid wissenschaftlich unterstützt.

Die spanischen Teilnehmer an der Expedition waren der Ingenieur und Militärangehörige Julio Cervera, der Geologe Francisco Quiroga und der Übersetzer Felipe Rizzo. Begleitet wurden sie von zwei Angehörigen der *Tiradores del Rif*, einer Militäreinheit, die sich zum Großteil aus marokkanischen Soldaten unter spanischem Kommando zusammensetzte, zwei Angehörigen der Ulad Bu Sbaa, die den Reisenden die notwendigen Reit- und Transporttiere zur Verfügung gestellt hatten, zwei Emissären des Emirs des Adrars,²⁴⁹ einem Angehörigen der Ulad Delim und einem Hirten zur Betreuung der Tiere.

Aufgrund seiner Afrikaerfahrung (er war bereits 1877 und 1884 durch Marokko gereist) wurde der 32jährige Julio Cervera mit der Leitung der Expedition beauftragt.²⁵⁰

Ausgehend von der spanischen Handelsniederlassung auf der Halbinsel Río de Oro reisten die Expeditionsteilnehmer entlang des nördlichen Wendekreises bis zu den Salzminen von Iyil im heutigen Mauretaniens, wo sie ein Abkommen mit dem Emir des Adrar, einer äußerst bedeutenden Persönlichkeit in der Region, unterzeichneten.

Abgesehen von der Aushandlung und Unterzeichnung von Verträgen mit lokalen Würdenträgern gehörten auch bestimmte naturwissenschaftliche Untersuchungen zu den Aufgaben der Reisenden.

Die Nummern 25 bis 30 der RGC (Juli bis September 1886), sind fast zur Gänze dieser Expedition gewidmet und enthalten unter anderem Artikel, in denen die spanischen Expeditionsteilnehmer selbst von ihren Erlebnissen berichten.

²⁴⁹ Eine Region im heutigen Mauretaniens.

²⁵⁰ Rodríguez Esteban 2008: 19.

Aus dem untersuchten Material werden im Folgenden zwei dieser Artikel herausgegriffen und genauer dargestellt. Es handelt sich dabei um die Texte „Expedition in die Sahara. Von Río de Oro nach Iyil“ von Julio Cervera (RGC Nr. 25-30, S. 1-6) und „Die westliche Sahara und ihre Bewohner“ von Francisco Quiroga (RGC Nr. 25-30, S. 66-72).

Reiseliteratur – sowohl wissenschaftliche Untersuchungen als auch populäre Literatur – hatte im sogenannten „Zeitalter des Imperialismus“ eine entscheidende Bedeutung für die Bewusstseinsbildung der Bevölkerung in den kolonialen Metropolen. Mary Louise Pratt untersucht in ihrem Werk „Imperial Eyes“, wie anhand von Reiseliteratur „der Rest der Welt“ für die europäische Leserschaft konstruiert wurde. Sie kommt zu folgendem Schluss:

Travel books, I argue, gave European reading publics a sense of ownership, entitlement and familiarity with respect to the distant parts of the world that were being explored, invaded, invested in, and colonized. (...) They were, I argue, one of the key instruments that made people 'at home' in Europe feel part of a planetary project; a key instrument, in other words, in creating the 'domestic subject' of empire. (Pratt 2008: 3)

Auf kleinerer Skala lassen sich auch in den beiden Artikeln verschiedene Darstellungsstrategien nachverfolgen, die auf die Schaffung eines Besitzanspruches und einer gewissen Vertrautheit mit der beschriebenen Region abzielen. Zudem wird durch die Art der Darstellung der Bevölkerung der Westsahara in der spanischen Leserschaft ein Gefühl der Überlegenheit geweckt oder bestärkt.

Makroanalyse

Cerveras Beitrag findet sich auf den ersten Seiten jener Ausgabe der RGC, die sich ganz der soeben beendeten Expedition in die westliche Sahara widmet.

Es handelt sich dabei um eine Kurzbeschreibung der Expedition in die Westsahara, bei der Cervera den Schwerpunkt deutlich auf die Schwierigkeiten und Gefahren legt, in denen sich die spanischen Expeditionsteilnehmer während ihrer Reise befanden. Der Text, eine spannungsgeladene Beschreibung des durch- bzw. überlebten Abenteurers, ist am ehesten als Erlebnisbericht einzustufen.

Der Bericht enthält eine kleine Karte der Halbinsel von Río de Oro, die mit den transkribierten arabischen Namen der dort gelegenen Orte anstatt mit den im spanischen Sprachgebrauch üblichen portugiesischen und spanischen Namen beschriftet ist. Cervera ist im Hinblick auf die Benennung der Region folgender Meinung:

Der pompöse portugiesische Name Río de Oro passt nicht zu diesem spanischen Gebiet, wo es weder Fluß [río] noch Gold [oro] gibt: da es seit Menschengedenken von einem arabischen Volk bewohnt wird, sollte es auch über einen arabischen Namen verfügen. (RGC Nr. 25-30, S. 2, Zeilen 72-75.)

Bis auf wenige Ausnahmen ist der Text in der ersten Person Plural verfasst (*wir* Spanier). Die Ausnahmen betreffen Stellen, an denen sich Cervera nur auf sich selbst bezieht (so erwähnt er etwa an einer Stelle, dass ihn das Tragen der Uniform zu besonders mutigem Handeln veranlasst, um die Ehre seiner Kompanie hochzuhalten).

Es werden verschiedene Vermittlungsstrategien angewandt, um den LeserInnen die beschriebene Thematik näher zu bringen: Kurzbeschreibungen von den angetroffenen Personen kreieren ein Gefühl der Vertrautheit mit dem Umfeld der Expeditionsteilnehmer. Durch rhetorische Fragen und die Einschubung kurzer spannungssteigernder Sätze gelingt es dem Autor, den Bericht dramatisch und mitreißend zu gestalten. Von entscheidender Bedeutung ist die Tatsache, dass der Stil des Textes den RezipientInnen zutiefst vertraut ist – Cervera weiß, dass er damit rechnen kann, dass die „guten spanischen Patrioten“²⁵¹ an die er sich wendet, mit den tapferen Spaniern mitfiebern werden, die von allen Seiten bedroht werden und dennoch dem sicher scheinenden Tode entgehen.

²⁵¹ RGC Nr. 25-30, S. 1, Zeilen 56-57.

Eine zutiefst ablehnende Haltung des Autors gegenüber den Sahrawis ist unübersehbar. Einzelne Personen werden zwar positiv erwähnt, der Grundtenor ist allerdings äußerst negativ. Hier ein Beispiel:

Es ist unmöglich, aus dem in der Wüste lebenden Araber Nutzen zu ziehen. Er ist fanatisch und besessen von einem tödlichen Hass gegenüber Christen, mit denen er nur aus Gewinnstreben und zu seinen wirtschaftlichen Nutzen Freundschaften eingeht; ungebildet, stur, beharrend auf seinen eigensinnigen Vorstellungen, neidisch, unersättlich in seinem konstantem Eifer, Geschenke und Belohnungen zu fordern, stolz auf sein Ansehen und seine Lebensumstände, ungemein schmutzig, diebisch, falsch, betrügerisch, misstrauisch, verräterisch, heuchlerisch und feige; [...]. (RGC Nr. 25-30, S. 4, Zeilen 276-298)

Quiroga konzentriert sich in seinem Text „Die westliche Sahara und ihre Bewohner“ weniger auf den Verlauf der Expedition als vielmehr auf eine – meist sachliche – Beschreibung des Gebiets.

Der Aufbau des Textes ist unkonventionell: Ohne sich mit einer Einleitung aufzuhalten beginnt Quiroga mit einer geologisch-topographischen Beschreibung der bereisten Region, die zwischen Sachlichkeit und stimmungsvoller Schilderung oszilliert. Im Anschluss beschreibt er die Tier- und Pflanzenwelt und geht schließlich zu der lokalen Bevölkerung über. Er beendet seinen Artikel abrupt mit dem Satz „Das hier Gesagte reicht, um sich eine Vorstellung von der Natur und den Bewohnern der von uns bereisten Region der westlichen Sahara zu formen.“ (RGC Nr. 25-30, S. 72, Zeilen 592-594)

Im Text findet sich teils objektiviert berichtetes Geschehen, teils tritt der Autor in der ersten Person (sowohl Singular als auch Plural) auf. Er verwendet die erste Person Plural jedoch wesentlich seltener als Cervera, was den starken Eindruck des „wir“ gegen „sie“, den Cerveras Text weckt, deutlich mindert.

Mit einer Reihe von Vergleichen versucht Quiroga, dem beschriebenen Thema etwas von seiner Fremdheit zu nehmen. Er vergleicht zum Beispiel die Topographie des Gebiets mit jener der iberischen Halbinsel, den Tonfall beim Rezitieren des Korans mit

jenem beim Beten des Rosenkranzes und die Augen der Frauen der Westsahara mit jenen spanischer Frauen (mit ungünstigem Resultat für die Ersteren).

Fairclough (2007) unterscheidet zwischen drei Ebenen der Abstraktion in der Darstellung von sozialen Ereignissen: most concrete, more abstract/generalized und most abstract.²⁵²

Cervera bewegt sich in seiner Darstellung vor allem auf der ersten Ebene: er berichtet von spezifischen, konkreten Ereignissen.

Der Akt des Reisens (Aufbruch, Ankunft, Geschehnisse während der täglichen Märsche) nimmt breiten Raum ein, die Verwendung einer Vielzahl von Bewegungsverben verstärkt den Eindruck der Mobilität und Unrast. Zu Ende seines Textes versucht er jedoch, einen gewissen Grad der Abstraktion einzubringen und von den beschriebenen Vorkommnissen Rückschlüsse auf den Charakter der Bevölkerung der Westsahara zu ziehen.

Quiroga hingegen arbeitet auf einer anderen Abstraktionsebene: Er konzentriert sich in seinem Text weniger auf die eigenen Erlebnisse, als vielmehr auf eine als sachlich und objektiv präsentierte Beschreibung der Westsahara und der sozialen Praktiken der dort lebenden Menschen. Lediglich zur Illustration seiner Abhandlung greift Quiroga auf konkrete, anekdotisch präsentierte, Ereignisse zurück.

Bei einer ersten Lektüre der beiden Artikel könnte man den Eindruck gewinnen, dass die beiden Autoren an unterschiedlichen Expeditionen teilgenommen haben. Sowohl der Stil als auch die Wirkung der Texte auf die Leserschaft sind völlig unterschiedlich. Bei genauerer Betrachtung lassen sich allerdings Gemeinsamkeiten entdecken.

²⁵² Fairclough 2007: 137.

Mikroanalyse

Die bereits nach der ersten Betrachtung vermutete geringere Sachlichkeit des Textes von Cervera wird bei einer eingehenderen Analyse bestätigt. Folgende Wörter wurden von ihm im Bezug auf die lokale Bevölkerung am häufigsten verwendet: „Fanatismus“ bzw. „fanatisch“ wurde fünf Mal verwendet, „wild“ bzw. „Wilde“ drei Mal, die Wörter „furchterregend“ bzw. „gefürchtet“ fanden vier Mal Verwendung und zweimal wurden die Sahrawis als Banditen bezeichnet.

Quiroga spricht einmal vom „Fanatismus“ der weiblichen Bevölkerung der westlichen Sahara (der Quiroga zufolge „wie überall“ jenen der Männer bei Weitem übertreffe²⁵³). Das Wort „wild“ findet sich einmal in Quirogas Text, während die anderen zuvor erwähnten Wörter nicht von ihm verwendet werden.

Diese Ergebnisse legen eine genauere Untersuchung der in den Berichten verwendeten Adjektive nahe.

Landwehr erklärt die Bedeutung von Adjektiven für die Analyse eines Texts folgendermaßen: „Da sie [...] bis auf wenige Ausnahmen nicht zu den grammatikalisch erforderlichen Wortarten gehören, ist allein schon ihre Verwendung eine bewusste, damit auch bedeutungstragende Entscheidung, die nicht selten bestimmte Bewertungen enthält.“ (Landwehr 2009: 123)

„Tapfer“, „treu“, „geachtet“, „anständig“, „mutig“ und „widerstandsfähig“ sind positive Adjektive, die Cervera im Zusammenhang mit saharawischen Einzelpersonen verwendet. „Gefürchtet“, „arrogant“, „gerissen“ und „wild“ zählen zu den negativen Eigenschaften, die er Einzelpersonen zuschreibt, „reich“ und „hochbetagt“ zu den wertneutralen.

Für die saharawische Bevölkerung als Gesamtheit bzw. für ganze Stämme hat er ein positives Adjektiv, „geachtet“, vorzuweisen. Einigen der folgenden negativen Adjektive sind wir bereits in dem oben angeführten Zitat begegnet. Die den Sahrawis kollektiv von Cervera zugeschriebenen negativen Eigenschaften sind: „furchterregend“, „schrecklich“, „blutrünstig“, „fanatisch“, „ungebildet“, „stur“, „neidisch“, „schmutzig“,

²⁵³ RGC Nr. 25-30, S. 71.

„diebisch“, „falsch“, „betrügerisch“, „misstrauisch“, „verräterisch“, „heuchlerisch“, „feige“, „kriegerisch“, „unverschämt“, „dreist“, „wild“, „unbescheiden“, „widerlich“ und „unerträglich“. Als wertneutrales Adjektiv findet sich „zahlreich“.

Quiroga verwendet die Adjektive „gut“, „gebildet“, „aufgeweckt“ und „angenehm“ für sahrawische Einzelpersonen. Es finden sich weder negative bzw. wertneutrale Adjektive für Einzelpersonen, noch positive oder negative Eigenschaften, die der Gesamtbevölkerung zugeschrieben werden. Wertneutrale Adjektive, die Quiroga für die Gesamtbevölkerung verwendet, beziehen sich auf die Statur der lokalen Bevölkerung: Männer beschreibt er unter anderem als „groß“ und „mager“, Frauen als „klein“ und „dick“.

Bei Quiroga werden die Sahrawis also mit wesentlich weniger negativen Adjektiven bedacht als bei seinem Reisegefährten Cervera. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Quirogas Text keine Wertungen enthält, er formuliert sie lediglich etwas weniger offensiv als Cervera.

So wird zum Beispiel sowohl aus Cerveras Artikel als auch aus Quirogas Text ersichtlich, dass *die* Mauren diebisch sind,²⁵⁴ sich nicht waschen und daher schmutzig sind und stinken,²⁵⁵ und aus Nachlässigkeit die Brunnen in der Region verfallen lassen.²⁵⁶

Im Hinblick auf die Verwendung von Pronomina lässt sich folgendes feststellen: Cervera verwendet Subjektspronomina als Mittel der Abgrenzung („nosotros“ [wir] vs. „ellos“ [sie], spanische Expeditionsteilnehmer vs. *die* Mauren). Paternalistische Anklänge lassen sich hingegen in Quirogas Verwendung von Possessivpronomina finden: so spricht er zum Beispiel von „nuestros árabes“, „unseren Arabern“.²⁵⁷

²⁵⁴ Bei Cervera wird die angebliche Neigung der Mauren zum Stehlen an folgenden Stellen erwähnt: RGC Nr. 25-30, S. 3, Zeilen 240-241 und Zeilen 250-253; S. 4, Zeile 283 und Zeilen 319-320; S. 5, Zeilen 387-388 und Zeilen 412-414; S. 6, Zeilen 523-526.

Bei Quiroga: Ebd., S. 68, Zeile 212; S. 70, Zeilen 436-461; S. 71, Zeile 553.

²⁵⁵ Cervera: Ebd., S. 4, Zeile 283. Quiroga: Ebd., S. 69, Zeilen 348-355; S. 71, Zeile 562.

²⁵⁶ Cervera: Ebd., S. 4, Zeilen 364-370. Quiroga: Ebd., S. 68, Zeilen 160-167.

²⁵⁷ So zum Beispiel RGC Nr. 25-30, S. 67, Zeile 125.

Weitere Unterschiede und Ähnlichkeiten in der Darstellung der indigenen Bevölkerung

Im Gegensatz zu Cerveras Konzentration auf die personelle Komponente der Expedition nimmt in Quirogas Artikel die Beschreibung der Landschaft sowie der Tier- und Pflanzenwelt breiten Raum ein. Pratt meint dazu:

The activity of describing geography and identifying flora and fauna structures an asocial narrative in which the human presence, European or African, is absolutely marginal, though it was, of course, a constant and essential aspect of the travelling itself. In the writing, people seem to disappear from the garden [of Eden] as Adam approaches – which, of course, is why he can walk around as he pleases and name things after himself and his friends back home. (Pratt 2006: 51-52)

Zu den wissenschaftlichen Ergebnissen der Expedition gehört tatsächlich auch die „Entdeckung“ neuer Spezies aus der Familie der Orthoptera (Springschrecken), denen die Namen Polyphaga Cerveræ, Eremiaphila Moreti (nach einem spanischen Politiker) und Quiroquesia verliehen wurden.²⁵⁸

In weitaus größerem Maße als Cervera interessiert sich Quiroga für die Meinung die sich seine indigenen Reisebegleiter über die Europäer geformt haben:

„Sie empfinden starke Verachtung für uns und unsere Zivilisation, die ihnen zufolge der ihren zwar im Hinblick auf das Hier und Jetzt überlegen ist, im Hinblick auf das Schicksal und das Weiterleben des Geistes jedoch weit unterlegen und zutiefst verwerflich ist.“ (RGC Nr. 25-30, S. 71, Zeilen 496-500)

Beide Autoren berichten von ernsthaften Differenzen zwischen den indigenen und spanischen Teilnehmern der Expedition im Hinblick auf den Verlauf der Reise.

Die Sahrawis bestimmten – trotz häufiger, aber erfolgloser, Proteste der Spanier – sowohl die Marschzeiten als auch die jeweils eingeschlagene Richtung.

²⁵⁸ RGC Nr. 25-30, S. 74-75.

Die Karawane setzt sich in Bewegung wann immer sie es wollen; man folgt der Richtung, die sie wünschen; man hält an wann und wo es ihnen einfällt, ohne dass Versprechen, Geschenke, Freundlichkeit, Schmeichelei, gutes Zureden, energisches Insistieren oder Drohungen das Gegenteil bewirken können. Ich habe auf all diese Mittel zurückgegriffen, habe alle Systeme erprobt, mit dem gleichen negativen Resultat. (RGC Nr. 25-30, S. 4, Zeilen 299-305)

Die Sahrawis waren also keineswegs stille und gehorsame Diener der Befehle erteilenden Europäer, sondern nahmen vielmehr eine äußerst aktive Rolle ein, während sich die Spanier nach ihren Entscheidungen richten mussten.

Im Hinblick auf die sonst übliche Darstellung der Rollenverteilung zwischen EuropäerInnen und Indigenen ist dies äußerst bemerkenswert.

Beide Autoren versuchen allerdings, die hier deutlich werdende Machtverteilung während der Reise zu relativieren, indem sie sich auf die Sturheit und Irrationalität der Indigenen berufen, der sich die Spanier, die es eigentlich besser wissen würden, geschlagen geben müssen. Die Sahrawis werden wie starrköpfige Kinder dargestellt, denen man unter keinen Umständen Vernunft zusprechen kann. Dieser Eindruck wird noch durch ein Ereignis verstärkt, von dem Cervera erzählt: Nach einer lautstarken Auseinandersetzung zwischen den spanischen und den indigenen Teilnehmern der Expedition schickten die Spanier letztere zur Strafe ohne Abendessen zu Bett. „Sie gingen schlafen, ohne zu Abend gegessen zu haben und am nächsten Tag zeigten sie sich vernünftiger.“²⁵⁹

Die weitaus größere Vertrautheit der Sahrawis mit der Fortbewegung in der Wüste wird von keinem der beiden Autoren als Grund für deren Einfluss auf den Reiseverlauf genannt.

Während Cervera seine Wut angesichts solcher „Zustände“ kaum zu verbergen sucht, reagiert Quiroga gelassener und empfiehlt seiner Leserschaft, bei einer solchen Reise viel Geduld zu zeigen und nie das angestrebte Ziel aus den Augen zu verlieren. Auch er

²⁵⁹ RGC Nr. 25-30, S. 4, Zeilen 333-334.

bedauert jedoch den erlittenen Zeitverlust, den die von den Indigenen aus ihm unersichtlichen Gründen eingeschlagenen „Umwege“ zur Folge hatten.

Im Folgenden wird versucht, Resümee zu ziehen: Welches Bild hat die Leserschaft der RGC nach einem Jahr der Lektüre der RGC von den Sahrawis?

7. Schlussfolgerungen

Die Fragen, die die Untersuchung leiteten, waren folgende: Auf welche Weise wird die indigene Bevölkerung des spanischen Protektorats dargestellt? Werden bestimmte Wertungen vorgenommen? Welches Selbstbild wird in den Artikeln sichtbar? Lassen sich bestimmte diskursive Strategien, die auf eine Legitimierung der spanischen Präsenz abzielen, identifizieren?

Auf den ersten Blick überraschend ist die Tatsache, dass das Gebiet des spanischen Protektorats in der westlichen Sahara zwar in jeder Ausgabe der RGC des Jahres 1886 erwähnt wurde, die dort lebenden Menschen allerdings nur in vier der neun Ausgaben zur Sprache kamen.

Dies lässt sich nicht ausschließlich auf die geringe Bevölkerungsdichte in der Region zurück führen. Die Unsichtbarmachung der lokalen Bevölkerung ist vielmehr eine koloniale Legitimierungsstrategie, die vor allem im Kontext der europäischen Expansion häufig verwendet wurde.

Trotz der eingeschränkten Beschäftigung mit der Bevölkerung des Protektorats begegnen uns in den Texten einige der negativen Eigenschaften, die Kolonisierten klassischerweise zugeschrieben wurden, wie etwa Faulheit, Aggression, Habgier, Primitivität und Fanatismus bzw. Irrationalität.²⁶⁰

Die Faulheit äußert sich zum Beispiel in der Tatsache, dass die Brunnen nicht nach europäischen Modell gebaut und gepflegt werden, und hinter der oft geschilderten Kampfbereitschaft der Bevölkerung könnte man eine angeborene Aggressivität vermuten. Die angebliche Habgier kommt vor allem im Artikel von Cervera häufig zur Sprache, während gleich mehrere Autoren die Lebens- und Ernährungsbedingungen als primitiv darstellen. Religiöser Fanatismus wird ebenso erwähnt wie die vermeintliche Irrationalität der Indigenen, die sich zum Beispiel im „grundlosen“ Festhalten an einer

²⁶⁰ Vgl. Loomba 1998: S. 106-107.

Reiseroute äußert, obwohl die spanischen Expeditionsteilnehmer versuchen, sie von „besseren“ Wegen zu überzeugen.

Wie in Kapitel 3 dargestellt wurde zielt eine Abwertung des „Anderen“ auf eine Aufwertung des Selbst ab, je negativer die Sahrawis dargestellt werden, desto stärker, überlegener, kultivierter wirkt Spanien.

Zusätzlich zu Unsichtbarmachung und Abwertung findet sich eine weitere diskursive Strategie in der RGC: Die Darstellung der indigenen Bevölkerung als hilflos und unfähig, aus eigener Kraft ihre Lebenssituation zu verändern.

Die präsentierten Probleme,²⁶¹ wie der angeblich nicht existierende Kontakt mit der Außenwelt, Sandverwehungen, die Städte bedrohen, und die Transformation von in Höhlen lebenden Indigenen zu „Mittlern zwischen Spanien und Afrika“ könnten den jeweiligen Autoren zufolge leicht von Spanien gelöst werden. Die moralische Pflicht, dies auch zu tun, folgt daraus.

Ein weiterer Faktor spricht für eine Ausweitung der spanischen Präsenz: Der RGC zufolge nützt die lokale Bevölkerung des spanischen Protektorats die natürlichen Ressourcen des Gebiets schlecht. Insbesondere die Ineffizienz der indigenen Fischereitechniken nimmt breiten Raum in den Artikeln ein.

Aussagen dieser Art begegnet man häufig in Darstellungen außereuropäischer Gesellschaften. Im Hinblick auf Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts aus Lateinamerika stellt Pratt fest: „Spanish American society in general [...] is relentlessly indicted for backwardness, indolence, and, above all, the ‚failure‘ to exploit the resources surrounding it.“ (Pratt 2006: 150)

Im Fall der Westsahara ist diese Darstellung eng verbunden mit den Interessen, die Spanien selbst an den Fischereigründen vor der Küste der Westsahara hatte.

²⁶¹ Seite 98-99 in dieser Arbeit.

Die natürlichen Ressourcen werden jedoch nicht nur in wenig nutzbringender Weise ausgebeutet, sondern von den BewohnerInnen der Westsahara sogar geschädigt. Dies lässt sich zumindest aus einem Artikel folgern, der die Tierhaltung und den „Vandalismus der Nomaden“²⁶² für die Desertifikation der Region verantwortlich macht.

Diese Darstellungen erwecken in der Leserschaft die Vorstellung, dass eine Ausweitung der spanischen Präsenz zum Vorteil der Sahrawis wäre. Spanien könnte neue Methoden der Viehhaltung fördern und so den Prozess der Desertifikation aufhalten, und gleichzeitig die lokale Bevölkerung in effektiveren Fischfangmethoden unterweisen. Eine solche Präsentation der Situation steht in der Tradition klassischer Darstellungen, in denen eine „mission civilisatrice“ propagiert wird.

Mittlerweise ist es deutlich geworden, dass sich in der RGC durchaus Fragmente eines umfassenderen Kolonialdiskurses im Hinblick auf die Westsahara und ihre BewohnerInnen finden. Bestimmte diskursive Strategien werden eingesetzt, um die spanische Präsenz in dem Gebiet zu legitimieren und eine Ausweitung dieser als vorteilhaft darzustellen.

Es lassen sich jedoch auch Bruchstellen im Diskurs feststellen, die das Machtverhältnis zwischen Kolonisierten und Kolonisatoren deutlich in Frage stellen.

Aufgrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten der *Compañia Mercantil*, die den Handelsstützpunkt in Río de Oro betreibt, wird Sorge ausgedrückt, dass die indigenen Handelspartner ihre Geschäfte woanders abwickeln könnten, wenn der Handel mit den Spaniern nicht ihren Erwartungen entspricht.²⁶³

²⁶² RGC Nr. 25-30, S. 42.

²⁶³ Seite 92 in dieser Arbeit.

Diese Sorge überrascht, wenn man bedenkt, dass spanische Hilfe als unerlässlich dargestellt wurde, damit die „armen Indigenen“ „nach Jahrhunderten der absoluten Abgeschiedenheit“²⁶⁴ wieder in Kontakt zur Außenwelt aufnehmen könnten.

Sehr aussagekräftig ist auch das Zugeständnis der beiden Expeditionäre, Julio Cervera und Francisco Quiroga, dass der Reiseverlauf gegen ihren Willen von ihren indigenen Begleitern bestimmt wurde. Beide versuchen zwar, dies durch eine Infantilisierung der Begleiter zu relativieren, dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass sich die Abgesandten der Protektoratsmacht dem Willen der „Beschützten“ fügen mussten.

Die Bevölkerung des spanischen Protektoratsgebiets war also zu Ende des 19. Jahrhunderts weder wirtschaftlich von Spanien abhängig, noch sonst in irgendeiner Weise gezwungen, den Weisungen spanischer Staatsbürger Folge zu leisten.

An dieser Situation änderte sich in den folgenden Jahrzehnten wenig. Erst im Jahre 1934 kam es im Zuge der Eroberung der von Mā' al-^cAynīn gegründeten Stadt Smara im Inneren der Spanischen Sahara zur ersten gravierenden Veränderung in der Beziehung zwischen der spanischen Protektorats- bzw. Kolonialmacht und der Bevölkerung der Westsahara.

Noch heute ist das Verhältnis zwischen den beiden Gesellschaften ein widersprüchliches: Einerseits sind manche Sahrawis der Meinung, dass Spanien aufgrund seines zögerlichen und unrühmlichen Verhaltens bei der Aufgabe der Kolonie Mitschuld am heute noch ungeklärten Status des Gebiets trägt,²⁶⁵ andererseits gehört Spanien zu den Hauptgebern humanitärer Hilfe für jene Sahrawis, die seit 1975 in Flüchtlingslagern im Südwesten Algeriens leben und setzt sich auf internationaler Ebene immer wieder für die Rechte der Sahrawis und die Abhaltung eines Referendums über die Zukunft der Westsahara ein.

²⁶⁴ RGC Nr. 16, S. 237.

²⁶⁵ Persönliche Mitteilung, Mansūra L.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Revista de Geografía Comercial, Núm. 12 á 15, 30 de Enero 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núm. 16, 15 de Febrero 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núm. 17, 28 de Febrero 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núm. 18, 15 de Marzo 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núm. 19, 31 de Marzo 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núms. 20 y 21, 30 de Abril 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núms. 22 y 23, 31 de Mayo 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núm. 24, 15 y 30 de Junio 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Revista de Geografía Comercial, Núm. 25 á 30, Julio-Septiembre 1886. Madrid: Sociedad de Geografía Comercial.

Sekundärliteratur

Ansprenger, Franz et al. (1981): *Auflösung der Kolonialreiche*. 4. Aufl. München: Dt. Taschenbuch-Verlag.

Arendt, Hannah (2008): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus*. 12. Aufl. München: Piper.

Armitage, David (2002): Introduction. In: Armitage, David (Hrsg.): *Theories of Empire, 1450–1800*. S. xv-xxxiii. Aldershot: Ashgate Publishing Limited.

Ashcroft, Bill et al. (2007): *Post-Colonial Studies. The Key Concepts*. 2. Aufl. New York: Routledge.

Balfour, Sebastian (1995): Riot, Regeneration and Reaction: Spain in the Aftermath of the 1898 Disaster. *The Historical Journal* Vol. 38, No. 2: S. 405-423.

Balfour, Sebastian (1999): The Impact of War within Spain: Continuity or Crisis? In: Smith, Angel & Dávila-Cox, Emma (Hrsg.): *The crisis of 1898. Colonial redistribution and nationalist mobilization*. S. 180-194. Basingstoke, Hampshire: Macmillan [u.a.].

Bárbulo, Tomás (2005): *La historia prohibida del Sáhara Español*. 4. Auflage. Barcelona: Ediciones Destino.

Barthel, Günter & Stock, Kristina (Hrsg.) (1994): *Lexikon arabische Welt. Kultur, Lebensweise, Wirtschaft, Politik und Natur im Nahen Osten und Nordafrika*. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Baumann, Gerd (2004): Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach. In: Baumann, Gerd & Gingrich, Andre (Hrsg.): *Grammars of Identity/Alterity. A Structural Approach*. S. 18-50. New York [u.a.]: Berghahn Books.

- Baumgart, Winfried (1975): *Der Imperialismus. Idee und Wirklichkeit der englischen und französischen Kolonialexpansion 1880 – 1914*. Wiesbaden: Steiner.
- Bentley, Jerry H. et al. (2008): *Traditions & encounters. A brief global history*. Boston: McGraw Hill Higher Education.
- Bernecker, Walther L. & Pietschmann, Horst (2005): *Geschichte Spaniens. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 4. Auflage. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Betts, Raymond Frederick (1976): *The false dawn. European imperialism in the 19th century*. Minneapolis: University of Minneapolis Press.
- Bhabha, Homi K. (2006): *The Location of Culture*. London [u.a.]: Routledge.
- Bitterli, Urs (1991): *Die Wilden und die Zivilisierten. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*. 2. Aufl. München: Beck.
- Bliss, Frank (2004): Westsahara. In: Mabe, Jacob E. & Förster, Till (Hrsg.): *Das Afrika-Lexikon. Ein Kontinent in 1000 Stichwörtern*. S. 693-694. Stuttgart: Hammer; Metzler [u.a.].
- Boahen, Albert Adu (1989): *African perspectives on colonialism*. Accra [u.a.]: Sankofa.
- Boch, Rudolf (2004): *Staat und Wirtschaft im 19. Jahrhundert*. München: Oldenbourg.
- Bossong, Georg (2007): *Das maurische Spanien. Geschichte und Kultur*. München: Verlag C.H. Beck.
- Caro Baroja, Julio (1955): *Estudios saharianos*. Madrid: Instituto de Estudios Africanos/Consejo Superior de Investigaciones Científicas.

- Casas, Bartolomé las de & Ballesteros Gaibrois, Manuel (1977): *Brevísima relación de la destrucción de Indias*. Madrid: Fundación Universitaria Española.
- Castro Varela, María do Mar & Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Chatty, Dawn (2006): Introduction. Nomads of the Middle East and North Africa Facing the 21st Century. In: Chatty, Dawn (Hrsg.): *Nomadic societies in the Middle East and North Africa. Entering the 21st century*. S. 1-32. Leiden: Brill.
- Cohen, William B. (2003): *The French encounter with Africans. White response to blacks, 1530 – 1880*. Bloomington: Indiana University Press.
- Creyaufmüller, Wolfgang (1983): *Nomadkultur in der Westsahara*. Hallein: Burgfried-Verlag.
- Eckert, Andreas (2006): *Kolonialismus*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag.
- Elena, Alberto & Ordoñez, Javier (2000): Science, Technology, and the Spanish Colonial Experience in the Nineteenth Century. *Osiris* Vol. 15: S. 70-82.
- Fairclough, Norman (2007): *Analysing Discourse. Textual analysis for social research*. London [u.a.]: Routledge.
- Ferro, Marc (1997): *Colonization. A global history*. London: Routledge.
- Gaudio, Attilio (1952): Apuntes para un estudio sobre los aspectos etnológicos del Sáhara Occidental. *Cuadernos de Estudios Africanos* 19: S. 57-65.

- Georges, Karl Ernst & Georges, Heinrich (Hrsg.) (2004): *Kleines deutsch-lateinisches Handwörterbuch*. Unveränd. Nachdr. der 7., verb. und verm. Aufl. 1910. Hannover: Hahn.
- Hart, David M. (2000): *Tribe and society in rural Morocco*. London: Frank Cass Publishers.
- Hein, Kerstin (2006): *Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Heywood, Andrew (2002): *Politics*. 2. Auflage. Basingstoke: Palgrave.
- Horvath, Ronald J. (1972): A Definition of Colonialism, *Current Anthropology* 13 (1): 45-57.
- Joffe, George (1988): The Western Sahara. In: Mostyn, Trevor (Hrsg.): *The Cambridge encyclopedia of the Middle East and North Africa*. S. 451-453. Cambridge: Cambridge University Press.
- Keller, Reiner (2006): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Keller, Reiner (Hrsg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse: Theorien und Methoden*. 2. Aufl. S. 115-146. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2004): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kraus, Wolfgang (2004): *Islamische Stammesgesellschaften. Tribale Identitäten im Vorderen Orient in sozialanthropologischer Perspektive*. Wien: Böhlau.
- Landwehr, Achim (2009): *Historische Diskursanalyse*. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Campus Verlag.

- Loomba, Ania (1998): *Colonialism / Postcolonialism*. London [u.a.]: Routledge.
- Magdoff, Harry (1978): *Imperialism. From the colonial age to the present*. New York [u.a.]: Monthly Review Press.
- Markom, Christa & Weinhäupl, Heidi (2007): *Die Anderen im Schulbuch. Rassismen, Exotismen, Sexismen und Antisemitismus in österreichischen Schulbüchern*. Wien: Braumüller.
- McLaughlin, Glen W. (2004): Ma'al-'Aynayn (1830 – 1910). In: Shillington, Kevin (Hrsg.): *Encyclopedia of African History*. Band I. S. 869-870. London: Routledge.
- Memmi, Albert (1990): *The Colonizer and the Colonized*. London: Earthscan Publications.
- Mercer, John (1975): *Spanish Sahara*. London: Allen & Unwin.
- Merner, Paul-Gerhardt (1937): *Das Nomadentum im nordwestlichen Afrika*. Stuttgart: Kommissionsverlag von J. Engelhorn's Nachf.
- Mill, John Stuart (1849): *Principles of political economy, with some of their applications to social philosophy*. 2. Auflage. 2 Bände. London: Parker.
- Mommsen, Wolfgang J. (1969): *Das Zeitalter des Imperialismus*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag.
- Montagne, Robert (1973): *The Berbers. Their Social and Political Organisation*. London: Frank Cass and Company Limited.

- Moradiellos, Enrique (2000): Spain in the world: from great empire to minor European power. In: Alvarez Junco, José & Shubert, Adrian (Hrsg.): *Spanish history since 1808*. S. 110-120. London: Arnold [u.a.].
- Münkler, Herfried (2005): *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. 3. Aufl. Berlin: Rowohlt.
- Naylor, Phillip C. (1993): Spain, France, and the Western Sahara: A Historical Narrative and Study of National Transformation. In: Zoubir, Yahia H. & Volman David (Hrsg.): *International Dimensions of the Western Sahara Conflict*. S. 17–51. Westport, Connecticut: Praeger Publishers.
- Oliver, Paula (1987): *Sáhara. Drama de una descolonización (1960-1987)*. Palma de Mallorca: Miquel Font.
- Orwell, George (2001): *Burmese Days*. London: Peguin Classics.
- Osterhammel, Jürgen (2009): *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*. 6. Aufl. München: Beck.
- Pazzanita, Anthony G. (2006): *Historical Dictionary of Western Sahara*. 3. Auflage. Lanham, Maryland: Scarecrow Press.
- Peek, Philip M. (2004): Western Sahara. In: Peek, Philip M. & Yankah, Kwesi (Hrsg.): *African Folklore: An Encyclopedia*. S. 506. New York [u.a.]: Routledge.
- Portillo Pasqual del Riquelme, Joaquín (1991): *Historia de los Saharauis y Crónica de la Agresión Colonial en el Sáhara Occidental*. Tesis Doctoral. Madrid: Universidad Complutense de Madrid.
- Prats i Cuevas, Joaquim (2000): *España. Siglo XIX*. 5. Auflage. Madrid: Anaya/Grupo Cronos.

- Pratt, Mary Louise (2008): *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. 2. Auflage. New York [u.a.]: Routledge.
- Pratt, Mary Luise (2006): *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. Reprint. London [u.a.]: Routledge.
- Reifeld, Helmut (1987): Imperialismus. In: Fetscher, Iring & Münkler, Herfried (Hrsg.): *Pipers Handbuch der politischen Ideen. Band 5. Neuzeit: vom Zeitalter des Imperialismus bis zu den neuen sozialen Bewegungen*. S. 23-53. München: Piper.
- Reinhard, Wolfgang (1996): *Kleine Geschichte des Kolonialismus*. Stuttgart: Kröner.
- Richardson, J.S. (2002): Imperium Romanum: Empire and the Language of Power. In: Armitage, David (Hrsg.): *Theories of Empire, 1450-1800*. S. 1-9. Aldershot: Ashgate Publishing Limited.
- Rodríguez Esteban, José Antonio (2008): Introducción. In: Rodríguez Esteban, José Antonio (Hrsg.): *Conmemoración de la expedición científica de Cervera-Quiroga-Rizzo al Sáhara Occidental en 1886*. S. 17-24. Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas.
- Rössel, Karl (1991): *Wind, Sand und (Mercedes-)Sterne. Westsahara: der vergessene Kampf für die Freiheit*. Unkel/Rhein: Horlemann.
- Said, Edward W. (1985): *Orientalism*. London [u.a.]: Penguin Books.
- Said, Edward W. (1994): *Culture & Imperialism*. London: Vintage.
- Schöllgen, Gregor (2009): *Das Zeitalter des Imperialismus*. 5. Aufl. München: Oldenbourg.

- Schubarth-Engelschall, Karl (1967): *Arabische Berichte muslimischer Reisender und Geographen des Mittelalters über die Völker der Sahara*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Seiwert, Wolf-Dieter (Hrsg.) (1988): *Maurische Chronik. Die Völker der Westsahara in historischen Überlieferungen und Berichten*. München: Trickster-Verlag.
- Shoup, John (2006): Are there still tribes in Morocco? In: Chatty, Dawn (Hrsg.): *Nomadic societies in the Middle East and North Africa. Entering the 21st century*. S. 123–143. Leiden: Brill.
- Smith, Angel (1999): The People and the Nation: Nationalist Mobilization and the Crisis of 1895-98 in Spain. In: Smith, Angel & Dávila-Cox, Emma (Hrsg.): *The crisis of 1898. Colonial redistribution and nationalist mobilization*. S. 152-179. Basingstoke, Hampshire: Macmillan [u.a.].
- Smith, Angel & Dávila-Cox, Emma (1999): 1898 and the Making of the New Twentieth-Century World Order. In: Smith, Angel & Dávila-Cox, Emma (Hrsg.): *The crisis of 1898. Colonial redistribution and nationalist mobilization*. S. 1-17. Basingstoke, Hampshire: Macmillan [u.a.].
- Twaddle, Michael (1999): Imperialism. In: Kuper, Adam & Kuper, Jessica (Hrsg.): *The social science encyclopedia*. S. 392-393. 2. Aufl. London: Routledge.
- Ucelay da Cal, Enric (2000): The Restoration. Regeneration and the clash of nationalisms, 1875-1914. In: Alvarez Junco, José & Shubert, Adrian (Hrsg.): *Spanish history since 1808*. S. 121-136. London: Arnold [u.a.].
- Viswanathan, Gauri (2006): The Beginnings of English Literary Study in British India. In: Ashcroft, Bill et al. (Hrsg.): *The Post-Colonial Studies Reader*. 2. Auflage. S. 376-380. London/New York: Routledge.

Yakan, Mohamad Z. (1999): *Almanac of African Peoples & Nations*. New Brunswick:
Transaction Publishers.

Young, Robert (1995): *Colonial Desire: Hybridity in Theory, Culture and Race*.
London [u.a.]: Routledge.

Anhang

Abstract

Im sogenannten „Zeitalter des Imperialismus“, das sich zwischen den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg verorten lässt, fand ein fieberhaftes Wettrennen zwischen den Großmächten Europas um die Beherrschung der außereuropäischen Welt statt.

Auch Spanien, das im Laufe der Jahrhunderte sein enormes Kolonialreich beinahe zur Gänze verloren hatte, wollte daran teilhaben und erklärte im Jahr 1884 ein Gebiet an der Atlantikküste Nordwestafrikas zum spanischen Protektorat.

In der vorliegenden Arbeit findet eine eingehende Beschäftigung mit der Darstellung der BewohnerInnen dieses Protektorats in der *Revista de Geografía Comercial*, einer Publikation der *Sociedad de Geografía Comercial*, statt. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Identifikation von Fragmenten eines spanischen Kolonialdiskurses.

Zu Beginn werden die Themenfelder Kolonialismus und Imperialismus untersucht und voneinander abgegrenzt. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der Entwicklung des „kolonialistischen Denkens“ gewidmet. Darauf folgt eine Auseinandersetzung mit dem Begriff „Kolonialer Diskurs“ und mit Edward Saids Konzept des Orientalismus. Die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Situation in Spanien und der Westsahara zu Ende des 19. Jahrhunderts ist das Thema der nächsten beiden Kapitel. Bei der anschließenden Analyse von Artikeln aus der *Revista de Geografía Comercial* werden rhetorische Strategien und narrative Kunstgriffe aufgedeckt, die auf eine Legitimierung der spanischen Präsenz in der Region abzielen.

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Barbara Straßer

Geburtsort und –datum: Salzburg, Österreich
13.10.1980

Ausbildung:

1995- 2000 Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe,
Neumarkt am Wallersee.

Seit 2001 Studium der Sozial- und Kulturanthropologie und Arabistik,
Universität Wien

Seit 2004 Studium der Politikwissenschaft
Universität Wien

Praktika und Volontariate (Auswahl):

2004 Volontariat im Glencree Centre for Peace and Reconciliation,
County Wicklow, Republik Irland

2005 Volontariat bei Projekt Hope, Nablus, Westjordanland

2006-2007 Praktikum bei Zentrum *polis* – Politik lernen in der Schule, Wien